L. germ.
17
x

L. germ. 17 $^{\underline{a}}$

<36631968040017

<36631968040017

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die

Zeitdauer, die Rechtschreibung
und die
fremden Wörter
der
deutschen Sprache.

Ein Versuch,
die Gesetze dieser theils zu ergänzen, und theils neu zu begründen,

von

August Arnold.

Gotha,
in der Ettingerschen Buchhandlung.
1825.

m
17 B

L-germ 17 xe

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

B

Vorwort.

Daß die, in vorliegender Schrift behandelten Gegenstände noch nicht abgeschlossen, sondern noch vielfacher Sichtung, Entwickelung und Fortbildung fähig und bedürftig sind, darf für Kundige nicht erst erwiesen werden; und für solche habe ich auch nur geschrieben. Der erste dieser Gegenstände, die Zeitmessung, als der schwierigste, ist am ausführlichsten, und mit besonderer Vorliebe behandelt; und daß ich einige Berechtigung über ihn zu sprechen habe, schien mir aus Folgendem hervorzugehen. Zuerst wurde ich durch die Vorlesungen des Sohnes unseres Begründers

der gegenwärtig giltigen Zeitmessung, in Heidelberg, in diese eingeweiht; dann habe ich selbst seit funfzehn Jahren mehrmals dieselbe gelehrt, und endlich mich sorgfältig mit allem, was über sie erschienen ist, bekannt gemacht. Anfangs folgte ich bei meinen Vorträgen treu der Voßischen Lehre; später dann hob sich mir die Seite hervor, welche mir in ihr noch nicht entwickelt genug schien, und nachdem ich reiflich die Sache überlegt, und, nach mehrmaligem Vortrage, sie mir immer klarer und überzeugender gemacht habe, so lege ich sie nun dem öffentlichen Urtheile vor.

Von drei Seiten steht Widerspruch zu erwarten. Erstlich von solchen, die gar nicht, oder schlecht, von dem Gegenstande unterrichtet sind, eine nicht geringe Zahl; zweitens von denjenigen, welche ein Urtheil hierin haben könnten, aber entweder aus Bequemlichkeit und Liebe für das Alte, bisher Geglaubte, oder aus bloßem Widerspruchsgeist, mir entgegen treten dürften; und endlich von Männern, welche bei reiner Liebe zur Wahrheit, und bei dem lebendigsten Sinn und Eifer für das Bessere in jeder Sache, eben so viele

Kenntniß von dem Gegenstande, als geistige Erfähigung zum Urtheilen haben. Die Kritiker erster und zweiter Classe, so zahlreich sie auch sind und, einen Tummelplatz leicht in einem oder dem andern der unzähligen Tagesblätter findend, sich außer der innern Schlechtigkeit ihrer Arbeit, noch besonders durch freche Anmaßung und widerliche Rohheit ankündigen, können leicht verachtet werden; aber die Urtheile der dritten, werde ich, wo sie mich eines Besseren belehren, oder mich auch nur gerecht tadeln, mit Dank annehmen, und Alles wohl benutzen bei späteren Arbeiten, von welchen dieses nur eine Probe sein soll.

Je ernster man über eine Sache nachgedacht, je tiefer man in sie einzudringen versucht, und je besonnener man sie bearbeitet hat; um so mehr wird man sich selbst mit seiner kleinen Eitelkeit vergessen, der nicht bloß möglichen, sondern nothwendigen menschlichen Schwächen und des Irrens sich bewußt werden, und ruhig, ja selbst freudig, um der Sache willen, begründete Ausstellungen entgegen nehmen. Wenn mancher einzelne gelehrte Mann meine Arbeit seiner Prüfung,

des Gegenstandes, wie des Inhaltes wegen, nicht für unwürdig halten sollte, so würde ich ferner noch glauben, daß sie zunächst auch den Gesellschaften für deutsche Sprache angehören dürfe, welche die hier behandelten Punkte zu beleuchten, und im Anerkennungsfalle, sie weiter zu entwickeln und ihre Einführung und allgemeinere Annahme zu vermitteln hätte. Daher ich auch dieselbe ihrer Prüfung besonders anempfehlen möchte, und zunächst der der Gesellschaft in Berlin, deren Mitglied ich zu sein die Ehre habe, und deshalb ihre Aufmerksamkeit und Beachtung in Anspruch zu nehmen mich gewissermaaßen berechtigt halte.

Bromberg, den 18. Juni 1825.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Ueber die Zeitmessung der deutschen Sprache.

Seite.

§. 1. 2. Einleitung 1

I. Grundgesetze der Musik.

§. 3. Die Vereinigung zweier Grundgesetze. . . 3

§. 4. Töne; Hebung und Senkung derselben im Takte. 4

§. 5. Zeitdauer der Takte. 5

II. Anwendung der Gesetze der Musik auf die Sprache überhaupt. (Verskunst.)

§. 6. Die Silbe entspricht dem musikalischen Tone . 5

§. 7. Verschiedenheit in dem Gange der Bewegung; (Rhythmus) der Sprache und der Musik . 6

Seite.

§. 8. Wesen des Ganges (Rhythmus) der Sprache für das Gehör 8

§. 9. Zerfällung der Sprache in kleinere Glieder durch den Verstand (Interpunktion). . . . 9

§. 10. Dieses auf das Musikalische übergetragen, giebt die Verse (rhythmischen Reihen, Zeilen). . 10

§. 11. Wie das musikalische Verhältniß der Töne in den Silben erscheine (vergl. §. 8.) . . . 10

§. 12. Wie sich die Verstakte und die Wortfüße verbinden (vergl. §. 8.) 11

§. 13. Wodurch die Arsis in den Versen hervorgebracht werde (vergl. §. 8.) 12

§. 14. Die logischen Pausen im Verse . . . 14

§. 15. Verhältniß der Verse zu einander . . . 17

§. 16. Verhältniß der Sprachen zu einander, in metrischer Rücksicht 18

III. Ueber die Zeitdauer der Silben im Deutschen.

§. 17. Die zwei Bildungsprinzipe der Sprachen . . 19

§. 18. Im Deutschen wird der Verstand herrschendes Prinzip, und die Aufgabe ist, hiernach die metrischen Gesetze aufzufinden 21

Seite.

§. 19. Wie der Accent im Deutschen seine Stelle durch den Verstand erhält. 24

§. 20. Verstandes = Zeitmaaß der Silben der Deutschen Sprache 26

§. 21. — der einsilbigen Wörter 27

§. 22. — der mehrsilbigen Wörter 31

§. 23. Zeitmaaß des Gehörs; wodurch es im Deutschen erzeugt wird? 33

§. 24. Gesetze desselben 40

§. 25. Wie die Mittelzeiten im Verse verschwinden . 44

§. 26. Ueber die Messung der fremden Wörter . . 46

§. 27. Ueber die Zeitdauer der Silben in den modernen, accentuirten Versen der deutschen Sprache. . 50

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Rechtschreibung unserer Sprache.

§. 28. Einleitung 58

§. 29. Ueber die Rechtschreibung der Vokale . . 60

§. 30. Ueber die Consonanten 65

Seite.

Dritter Abschnitt.

§. 31. Ueber Einbürgerung und Gebrauch fremder Wörter 68

Anhang.

I. Uebersetzung aus Horazens Briefen an die Pisonen 71

II. Uebersetzung aus der griechischen Blumenlese . 79

III. Eros, eine Elegie 81

Erster Abschnitt.

Ueber die Zeitmessung der deutschen Sprache.

Einleitung.

§. 1.

Wenn der menschliche Geist, noch als junge Knospe eng umhüllt, im Innern verborgen ruht, so ist es das kräftige Licht, das durch das Auge auf jene strahlt; es ist aber auch die bewegte Luft, welche durch das Ohr, als Schall, an sie gebracht wird; beide vereinigen sich, sie zu zeitigen, sie zur Entfaltung und vollen Blüthe zu bringen. Welche Anregung die früher und stärker wirkende auf den Geist sei, bleibe hier unentschieden; aber mächtig, bis in die innersten Tiefen ihn durchbebend, sind die Töne, und nicht minder stark, als wunderbar, geheimnißvoll ist ihre Kraft. Zunächst wirken sie schon in ihrer Einfachheit auf den Menschen im bewußtlosen Zustande, als mannigfache Empfindungen erzeugende Laute. So säuselt es ihm im leichtbewegten Laub, es rauscht im Sturm der Wald, es braust das Meer; es hallt des rollenden Donners Stimme in den Gebirgshöhn; nicht gefühllos lassen sie,

aber ergreifender sind die mannigfachen Töne, mit welchen den jugendlichen, erwachenden Menschen der Vögel zarte Kehlen begrüßen. Dieses blieb jedoch alles noch Dürftiges, es waren nur Töne, der erste Keim, die Elemente der Tonkunst, nicht Tonkunst selbst. Den Menschen trieb bald ein innerer Drang, nach neuen, höheren, sich selbst aber ihrer nicht bewußten Gesetzen, Sangesweisen zu versuchen. Reicher und mannigfaltiger wurde allmählig der Gesang; der erfindungsreiche Sohn des Zeus gab den Sterblichen das Saitenspiel; hierauf fügten sich zu den mächtigwirkenden, aber unbestimmten Tönen, die bezeichnendem Worte, die das dunkle Gefühl in ein Bewußtes, zu Vorstellungen und Gedanken umwandelten; und endlich wurde man sich nun auch der Gesetze bewußt, nach welchen die Töne sich ordneten und den Worten verbanden. Die ältere Schwester, die Tonkunst, hatte so an ihrer zarten Hand, die jüngere, die Dichtkunst geleitet, ihrer Jugend gepflegt und sie stets begleitet. Bald aber war diese zur Selbständigkeit herangereift und getraute sich nun auch allein, ohne der Schwester Beistand, die stärksten Wirkungen hervorzubringen. Aber sie eignete sich noch, freudig und dankbar, die Grundgesetze jener an, bewegte sich taktmäßig, und erst spät, doch oft nicht ungestraft, legte sie auch diese als eine hemmende Fessel ab, und führte ihre Gebilde in ungebundner Rede, in Prosa, uns vor. Jedoch durch den früher ausschließlichen, und später auch immer noch vorherrschenden Gebrauch, der rhythmischen Sprache, geschah es, daß man gewöhnt ward, nur das ein Dichterwerk zu nennen, dessen Worte sich den,

der Tonkunst abgeborgten Gesetzen fügten; oder mit andern Worten, daß man das für ein wesentliches und unumgängliches Merkmal einer Dichtung hielt, daß sie in Versen abgefaßt wäre; ja häufig sogar als das einzige und ausreichende, um irgend einem Inhalte, so wenig er auch dichterisch, doch den Namen eines Gedichtes zu verleihen.

§. 2.

Ist es nun unsere Absicht für einen bestimmten einzelnen Fall, hier für die Mutter-Sprache, aus den allgemeinen die besonderen Gesetze abzuleiten, nach welchen beim Versemachen zu verfahren sei, so müssen wir, um Klarheit, Schärfe und Sicherheit in unser Unternehmen zu bringen, erst genau und übersichtlich alle die zum Grunde liegenden allgemeinen und als gültig anerkannten Bestimmungen in einen wissenschaftlichen Zusammenhang bringen. Demnach stellen wir 1) die Grundregeln der Tonkunst auf, so fern sie Bezug haben auf die Verskunst; zeigen dann 2), wie sich die Sprache überhaupt zu jenen Regeln verhalte und ihre Worte nach ihnen zu Reihen von musikalischer Kraft (zu Versen) ordne, und betrachten endlich 3) unsere Muttersprache von dieser Seite und unter diesen Verhältnissen.

I. Grundgesetze der Musik.

§. 3.

Die Vereinigung zweier Gegensätze erzeugt die höchste Wirkung der Tonkunst; es ist auf der einen Seite die Verbindung der einzelnen, im geometrischen

Verhältniß unter einander stehenden Töne (Elemente) zu Einheiten gleicher Größe in der Zeit (Takten), und auf der andern die reichste und höchste, aber nicht gesetzlose Mannigfaltigkeit innerhalb dieser gleichförmigen Begrenzungen.

§. 4.

Die Elemente (Urbestandtheile) der Musik, sind die einzelnen Töne. Ihrem Inneren, ihrem Wesen nach sind sie von großer Verschiedenheit, und geben dadurch der Musik oder dem Gesange Wechsel, Mannigfaltigkeit, Ausdruck. Sie erscheinen als sanft oder stark, weich oder hart, hoch oder tief u. s. w. Allein sie empfangen zwei Begleiter, welche sich ihnen bei ihrem Erscheinen anschließen, und mit einander sich verbindend, die gesetzmäßige Gleichheit der Glieder oder Takte erzeugen. Es empfängt nämlich jeder Ton, wenn er hervorgebracht wird, erstlich einen gewissen Nachdruck; (was auch von Apel seine Qualität genannt wird, wodurch der stärkere die schwächeren an sich reißt, von sich abhängig macht.) Der größere Nachdruck, oder die Betonung (Accent), nun bei einer Reihe von Tönen so vertheilt, daß regelmäßig auf einen kräftigen, betonten Laut, einer oder mehrere schwächere, minder betonte folgen, giebt einen bestimmten Gang, eine regelmäßige Bewegung (Rhythmus) einer solchen Reihe von Tönen. Die Töne zusammen von einem Hauptaccent bis zum andren bilden ein Ganzes und heißen ein Takt.

à a a | à a a | à a a

Jeder Takt zerfällt also in zwei Theile, in Hebung und Senkung (Arsis und Thesis; in der Ton- und in der Vers-Kunst bekanntlich von entgegengesetzter Bedeutung).

§. 5.

Dann zweitens aber muß jeder Ton nothwendig eine gewisse Zeit ausfüllen, wodurch er eine Dauer (Quantität) empfängt. Werden nun die Takte einer rhythmischen Reihe in dieser Beziehung berücksichtigt, so haben alle die einzelnen Töne derselben in jedem Takte zusammengenommen gleiche Dauer. Während so die Summe gleich ist, können aber die einzelnen Töne, aus denen sie entsteht für sich, ein sehr verschiedenes Zeitmaaß haben — jedoch, damit dieses sich durch das Ohr vernehmen lasse, müssen sie einer geometrischen Reihe angehören, deren Exponent 2 ist; diese wird ausgedrückt durch 1; $\frac{1}{2}$; $\frac{1}{4}$; $\frac{1}{8}$; u. s. w. —

II. Anwendung der Gesetze der Musik auf die Sprachen überhaupt.

§. 6.

Was so eben (§. 4. 5.), Betonung und Zeitdauer, als ein Aeußeres, den Tönen der Musik sich Anfügendes und sie in eine gesetzmäßige Ordnung Bringendes, aufgeführt worden, muß sich auch, so scheint es, auf die Sprache leicht übertragen lassen; doch das wie? umhüllen manche Schwierigkeiten. Den einzelnen Tönen in der Musik entspricht zuvörderst, in der Sprache, die Silbe; sie ist ein scharfbegrenzter, gegliederter (articulirter) musikalischer Ton (Kehllaut). Wie fern

sie aber dem musikalischen Tone noch weiter ähnlich bleibt, oder ein anderes wird, hat gegenwärtig keine Bedeutung; sie erscheint uns jetzt nur als Element der Sprache, wie der Ton das der Musik war. So können die Silben denn auch leicht mit den Tönen der Musik ohne weitere Rücksichten verbunden werden. Schwieriger jedoch ist die Aufgabe so sie zu ordnen, daß wenn die Musik abgezogen wird, und somit die Worte für sich allein gesprochen, nicht gesungen werden, dennoch ein Theil der musikalischen Wirkung in ihnen zurück bleibe.

§. 7.

Daß eben die volle musikalische Wirkung nicht übrig bleiben könne, liegt schon in der Bestimmung: daß gesprochen werde; ferner kann die musikalische Wirkung nach der Ausbildung und Erfähigung der verschiedenen Sprachen, auch eine größere oder geringere sein, und es stehen in ihnen, in gewisser Beziehung, die Gesetze und Forderungen des Sprechens (das Rhetorische), und die des Singens (das Musikalische) im Widerstreite, so daß, was in manchen Punkten von der einen Seite gewonnen wird, auf der anderen aufgegeben werden muß. Indeß in der Musik nur die Gesetze des Klanges herrschen, treten zu diesen, in der Sprache, noch die Anforderungen des Verstandes hinzu, und werden meist die gebietenden, überwiegenden. Das erste Geschäft des Verstandes ist folgendes: Er berücksichtiget zunächst die Silben nicht nach ihrem Klange, sondern erfüllt sie mit einem Inhalt, einer Bedeutung; dann zieht er in Rücksicht

auf diese, mehre Silben in ein Ganzes, in ein Wort zusammen, und stellt solches dem Gehöre dadurch als ein Ganzes dar, daß er sich der Betonung bedient, durch welche die eine Silbe vorgehoben, die andere von ihr abhängig gemacht, und in Eins verbunden werden. So gewinnt die Sprache für das Gehör auch einen ihr eigenthümlichen Gang, der mit dem in der Musik im geraden Gegensatze steht. Bildlich kann man, wenn das Fortschreiten, die Art der Bewegung der Musik (Rhythmus), ihr Gang genannt worden, auch diejenigen Glieder, welche diesen Gang machen, die Takte nämlich, Füße, oder vielleicht noch besser, Schritte, und vergliche man sie mit dem Tanze, Tanzschritte (Pas), nennen. Eben so können wir bei dem Gange (Rhythmus) der Sprache, (der Prosa), auch solche Füße, oder Schritte, vernehmen, mit welchen sie fortschreitet; dieses sind nämlich die unter einen Hauptaccent vereinigten Silben; und so heißen auch wirklich solche Silben-Ganze Wortfüße*), die man auch Sprachschritte nennen könnte. Bei diesen wird nun beim Sprechen eben so sehr Ungleichheit, von dem Gehöre gefordert, wie in der Musik Gleichheit.

---

*) Dieses sind nicht bloß einzelne Wörter, und zwar einfache, wie Monde, oder zusammengesetzte, wie Mondschein, sondern es treten auch mehre zusammen, die, dem Sinne nach eng verbunden, sich einem Hauptaccente unterordnend, von ihm angezogen, als eine Einheit erscheinen, den zusammengeschriebenen Wörtern gleich: in den Mond; ich lebe.

§. 8.

Näher betrachtet und verglichen, ergiebt sich folgende Zusammenstellung: In der Musik sind (§. 4. 5.) als Gesetze der Gleichheit im Takte (Fuß, Schritt), bemerkt worden:

A. Alle Elemente (Töne) drücken eine bestimmte Größe in der Zeit gegen einander aus, und zwar gilt ein geometrisches Verhältniß derselben.

B. Alle Takte (Füße, Schritte), in einer Reihe zusammen gehöriger, ein Ganzes bildender Takte, haben eine gleiche Zeitdauer, oder jeder Schritt dauert gleich lange Zeit.

C. Jeder Schritt (Takt) beginnt mit der Hebung, dem Hauptaccente.

In der Sprache (Prosa) dagegen, verhält es sich anders, wenn sie anmuthiger Bewegung für das Ohr sich erfreuen will; ihr Gesetz ist Mannigfaltigkeit:

a. Die Elemente (Silben) haben kein bestimmtes, geometrisches Verhältniß zu einander, sondern sind aus einer langen Reihe, die nur ein arithmetisches in sich hat, entnommen; also werden die aneinander sich reihenden Silben in der Zeitdauer wohl zu unterscheiden sein, aber die Unterschiedenen werden sich als sehr mannigfaltige, nicht durch eine Multiplication oder Division, sondern durch Addition oder Subtraction, und zwar in eine große Menge verschiedener Zahlen, darthun. Während also die Töne so bezeichnet werden 1; $\frac{1}{2}$; $\frac{1}{4}$; $\frac{1}{8}$; $\frac{1}{16}$; u. s. w. so würde die Dauer

der Silben so sich ausdrücken lassen 1; 2; 3; 4; 5; 6; 7; u. s. w. oder wollte man, wie dort, auch der Brüche sich bedienen und eine abfallende Reihe darstellen: 1; $\frac{99}{100}$; $\frac{98}{100}$; $\frac{97}{100}$; $\frac{96}{100}$; u. s. w. oder sollten nur größere Unterschiede für das Gehör ausgedrückt werden, so würde sich der ganze Unterschied und Umfang der Zeitdauer der Silben etwa einschließen lassen in die Reihe von 1; $\frac{9}{10}$; u. s. w. bis $\frac{1}{10}$.

b. Die Wortfüße sollen in der Summe der Zeit, oder wenigstens in der Aufeinanderfolge der Größe der einzelnen Silben, verschieden sein. Die Mannigfaltigkeit derselben ist ein Haupttheil des Wohlklanges der Sprache; dieses schließt aber nicht aus, daß ähnliche, solche die eines Charakters sind, z. B. die Leichtigkeit oder Schwere; Beweglichkeit oder Ruhe; Munterkeit oder Feierlichkeit u. s. w. ausdrücken, im angemessenen Falle, zusammenkommen, oder vorherrschen dürften; dieses wird sogar eine Tugend, eine Schönheit der Sprache werden.

c. Die Wortfüße haben den Hauptaccent nicht nothwendig in ihrem Anfange, sondern können ihn auf jede andere Silbe verlegen.

§. 9.

Anderes aber ist es ferner noch, was, durch den Verstand gefordert, die Sprache auch in ihrem Fortschreiten, von dem Fortschreiten der Musik, unterschieden macht. In der Musik reihet sich beim Vortrage, ohne Unterbrechung, ein Takt an den andern; der

Verstand dagegen fordert, daß nach den kleinern und größeren Massen von Silben, die in sich dem Sinne nach ein größeres gegliedertes Ganzes bilden, auch nach Maaßgabe der nöthigen größeren oder geringeren Sonderung für den Verstand, längere oder kürzere Pausen gemacht werden, (welche durch Zeichen dem Auge sich darstellen: Interpunction.)

§. 10.

Diese vier Punkte nun sind es (§. 8. a. b. c. und §. 9.), welche in Betracht kommen bei der Anwendung der Gesetze der Musik auf die Sprache. Den letzten (§. 9.) fassen wir zuerst in das Auge, und betrachten, wie er neue Bestimmungen zu den musikalischen Gesetzen in der Anwendung derselben auf die Sprache, hinzufügt, und versuchen dann die drei Antinomien zwischen Musik und Sprache (§. 8.) zu lösen, und sie im Verse zu versöhnen. Wie der Verstand, zum Erfassen des Sinnes, die Rede in kleineren Massen und Glieder zerschneidet, so trägt er dieses auch auf die Takte der Musik über, wenn er sie mit Worten verbinden will. Es werden mehre Takte zusammen, gleichsam ein erweiterter Takt, als ein Ganzes, ein Satz für das Ohr, angesehen, und zum Schlusse derselben eine logische und rhythmische Pause gesetzt. Solche rhythmische Reihen werden nun Verse genannt, und davon wird auch der Takt der Musik, in der rhythmisch geordneten Sprache, Versfuß benannt.

§. 11.

Zunächst also erscheint die musikalisch geordnete Sprache in Versen. In diesen sollen sich nun die Ge-

setze der Tonkunst angewendet zeigen. Es sollen zuerst alle Elemente (Silben) als Größen einer geometrischen Reihe erscheinen (§. 8. A.); nun sind sie aber in der Sprache ursprünglich nicht als solche da (§. 8. a.) Hier kann die Sprache denn, wenn sie von dieser Seite der Musik nachstreben will, nur von ferne sich ihr nähern, und muß eine große Beschränkung sich gefallen lassen. Statt der langen Reihe von 1 bis $\frac{1}{64}$ und weiter, in welche die Musik ihre Elemente zu zerlegen vermag, begnügt sich die Sprache, wenn sie ihre Silben nur in ein Verhältniß bringen kann, welches den musikalischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Tönen entspricht, und als Längen und Kürzen einander gegenüber gestellt werden. Hierzu aber ist noch zweierlei nöthig, damit es vollkommen gelinge und auf den Hörer wirke, erstlich: daß die Sprache durch eine glückliche Anlage, wie die Deutsche und Griechische, und durch frühere musikalische Bildung, in der Zeit ihrer ersten Entwikkelung, (wie im Griechischen,) größere Bestimmtheit und Verschiedenheit in der Dauer derselben gewinne, und zweitens, daß der Verskünstler so die Silben zusammenstelle, daß der Unterschied von $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ zwischen ihnen so viel wie möglich sich hervorhebe.

§. 12.

Auf die Bildung der Takte hat jene Beschränktheit in den Zeitgrößen auch Einfluß. Eine geringere Mannigfaltigkeit wird dadurch in Beziehung auf die Zeittheile und die Bewegung in diesen den Versen nur werden können, als der Musik. Was übrigens die Verschiedenheit der Takte oder Versfüße und der Glie-

der der Rede, oder Wortfüße betrifft (§. 8. B. b.), so bedarf es hier keiner Lösung eines Widerspruchs, sondern die Verse befolgen, wenn sie gesprochen anmuthig klingen wollen, auf das Strengste die Gesetze der Mannigfaltigkeit der Wortfüße; geschieht das Gegentheil, so klingen sie übel. Es muß aber ungeachtet aller logischen Pausen, und aller mannigfaltigen Wortfüße, doch der Takt hervortreten. So wird z. B. in folgenden Versen, die nach den Wortfüßen abgetheilt sind:

Nenne | den Mann | mir, | o Muse, | den listigen, | welcher | so vielfach |
Irret' | umher, | seitdem | er | die heilige | Troja | verheeret. |

dem Ohre, durch den rhetorischen Vortrag hindurch, doch folgendes musikalische Schema vernehmlich bleiben:

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — —
— ⏑ ⏑ | — — | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

§. 13.

Eine bedeutende Schwierigkeit aber tritt hervor in dem dritten Punkte (§. 8. C. c.), wo es sich um die Hebung in den Takten und den Accenten der Worte handelt. Das Einfachste und Natürlichste wäre, wenn die in der Sprache betonte Silbe in die Arsis und die unbetonte in die Thesis (wie der Regel nach im Deutschen; und wie in den neuen Sprachen, die keine Quantität beachten) gesetzt würden. Allein eine andere Berücksichtigung tritt hier ein. Bei gleichmäßigem und durch nichts verdunkeltem oder gestörtem Fortschreiten der Takte in der Musik, kann auch das kleinste Zeittheilchen, im Anfange des Taktes stehend, mit Nachdruck vorgetragen (mit Energie erfüllt,) die übrigen

Glieder desselben beherrschen. In der Sprache aber, wo das Musikalische umhüllt und verdunkelt wird, kann ein schwächeres Element, durch alle die Hindernisse hindurch, wie etwa eine betonte Kürze, unbetonten oder gar ebenfalls betonten Längen gegenüber, nicht ausreichen, die Hebung zu markiren. Es muß daher nothwendig das Gewichtigere, die Quantität, in die Arsis kommen, wenn sie kräftig vortreten soll. Trifft nun Länge der Silbe und Betonung derselben zusammen, so ist es einleuchtend, daß eine solche um so vollkommner das Musikalische ausdrücken müsse (wie das im Deutschen der Fall ist); treffen aber in einer Sprache, (wie im Griechischen,) seltener die Längen und die Accente in einer Silbe zusammen, und ist die betonte Kürze unfähig, die Arsis des Taktes zu vertreten, so bleibt einer solchen Sprache nichts anderes übrig, als sich auch mit unaccentuirten Längen in der Hebung zu begnügen und diese in dem Anfange jedes Taktes nothwendig zu fordern. Das Streben wird ihr jedoch bleiben, so viel möglich den Accent in die Arsis zu bringen. Will man darin aber sogar eine Schönheit finden, daß der Accent nicht auf die Länge der Arsis falle, indem dadurch größere Mannigfaltigkeit entstehe; so möchte dieser Gewinn dem oratorischen Theile der Sprache nur zu gute kommen, der musikalischen Bestimmtheit des Versrhythmusses dagegen dürfte eben so viel entzogen werden. Da jedoch, wo keine Längen gegenüber treten, kann auch eine Kürze mit dem Accente die Arsis bilden, (wie z. B. im griechischen Senar, in den Auflösungen des Jambus in den Tribrachys.)

§. 14.

Es ist oben (§. 12.) bemerkt, daß ein wesentlicher Theil des Wohlklanges in der Mannigfaltigkeit der Wortfüße ruhe; dieses schließt schon in sich, daß die Versfüße und Wortfüße nicht häufig zusammenfallen können; allein hier fassen wir dieses von einer anderen Seite, erweitert und in andern Beziehungen wieder ins Auge. Bei dem gehaltenen, kunstgemäßen, nach Deutlichkeit strebenden Sprechen, wird man Pausen verschiedener Größe nach den Wortfüßen, den Säzzen und Perioden, vernehmen. Diese unterbrechen die rhythmische Bewegung des Verses, was aber nicht ein nothwendig zu tragendes Uebel, sondern eine Schönheit desselben ist, da er nach den Takten vorgetragen, (scandirt,) unerträglich wird. Es gilt also das Gesetz für die oben erwähnten Sprech-Pausen, die kleineren wie die größeren, daß sie abwechselnd innerhalb der Takte fallen, und so selten wie möglich mit dem Ende derselben zusammentreffen. Wird dieses nicht beobachtet, so martert man das Ohr; z. B.

Tausend Sternen-Heere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke;
Aller Himmels-Kreise Welten preisen seiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, u. s. w.

Bei den verschiedenen Versarten jedoch, lassen sich noch besondere Bemerkungen über diesen Gegenstand machen, und in manchen Fällen (z. B. im bukolischen Hexameter) wird das Zusammentreffen des Taktendes mit der logischen Pause gefordert. Zweier

Stellen im Verse aber, wo diese logischen Pausen nothwendig eintreten müssen, sind hier zu erwähnen: in längeren Versen um die Mitte, und in allen am Ende.

Ein Vers, eine Reihe von Takten, soll als ein Ganzes von dem Ohre gefaßt werden; damit dieses geschehen könne, darf er nicht zu lang sein; wo aber unbedingt die Grenze anzunehmen, das dürfte nicht so ganz scharf zu bezeichnen sein, obgleich eine ungefähre, durch das größtentheils von dem Gebrauch Eingeführte und üblich Gewordene anzugeben wäre. Die längeren Verse nun erscheinen als zu große Ganze, und sollen daher in kleinere Theile, gewöhnlich zwei, zerfallen, welche für sich kleinere Ganze bilden, aber zugleich sich auch als Glieder eines größeren ankündigen, was dadurch bewirkt wird, daß die Theilung in der Mitte eines Taktes geschieht; so daß der Anfang des nächsten Theiles ein andrer wird, als der des Verses, und also, hat der Vers mit der Hebung begonnen, der zweite Theil mit der Senkung anfängt; und umgekehrt *). Wie lang aber nun ein Vers eben

---

*) Daß es, bei den Alten, Ausnahmen giebt von dieser Regel, das ist bekannt; so auch bei den Neuen, z. B. der Alexandriner. Dieser zerfält aber auch, in einer rhythmischen Sprache, wirklich in zwei kleinere Verse, und wird langweilig, einförmig; im Französischen dagegen, wo die Silben nur gezählt werden, tritt jener Uebelstand nicht ein; der Vers erscheint als ein größeres Ganzes, den der Reim als solches bezeichnet; die größte Mannigfaltigkeit der Wortfüße ist innerhalb seiner Glieder möglich, und somit ist er für

sein müsse, um eine solche Pause (Abschnitt, Haupt-Cäsur,) nothwendig zu fordern, das möchte, wie eben erwähnt, auch schwankend erscheinen; der Gebrauch hat jedoch hier so entschieden, daß Verse von mehr als 11 Silben sie haben müssen; bei 11 Silben es schwankt, (z. B. in der Sappischen Strophe bei den Griechen und Lateinern); bei weniger als 11 Silben sie gewöhnlich unzuläßig ist.

Wenn für die Pausen, um die Mitte der Verse, schon die kleinsten derselben, die nach einem Wortfuße, im allgemeinen genügen, so wird am Ende der Verse vorzugsweise, eine solche gefordert, die durch ein Unterscheidungszeichen bemerkbar gemacht wird. Daß hin und wieder davon abgewichen werde, ist zu dulden; doch nicht leicht bis dahin, daß das Versende innerhalb eines Wortfußes falle. Die neue Verskunst hat für das Ende der Verse noch andere stärkere Bezeichnungen, als bloß die der Pause: den Anklang, (Assonanz), und Gleichklang (Reim).

Daß das Wesen der Harmonie, (im musikalischen Sinn, nicht wie es sonst allgemein für Uebereinstimmung überhaupt gebraucht wird,) welche der neuen Musik eigen ist, auch auf die neuen Verse übergehe, erscheint natürlich. Es ist aber keine äußerliche in den Klängen, denn das wäre nicht möglich, da der Mund

---

jene Sprache ein schöner heroischer Vers, so fern man überhaupt genügsam genug ist, bloß eine gleiche Zahl von Silben, mit, oder sogar ohne Reim, sich als Musik gefallen zu lassen.

nur einen zugleich hervorbringen kann; sondern eine innere, ideelle; nämlich die im Reime und der Assonanz oder dem Halbreime. Der ganze Reiz dieser besteht in einer harmonischen Täuschung, denn sie sind nichts anderes, als der erste, im Gehör noch festgehaltene und gleichsam dort noch fortklingende Ton, der mit dem später ausgesprochenen nun im Gehöre gleichzeitig, (jener ideell, dieser reell) austönt; und dieses scheinbare, täuschende Zugleichsein nun der zwei verwandten Töne, die Harmonie derselben, ist es, was uns ergötzet. Daher auch die gewöhnlichen Reime besser als die reichen, weil in der Harmonie nicht das Gleiche, sondern das im verwandtschaftlichen Verhältnisse Stehende, gefällt. Etwas Ungleiches bleibt indeß immer in den reichen Reimen zurück, das Ideelle und Reelle für das Gehör, was auch als schwächer und stärker gelten kann, und öfters auch die Verschiedenheit der Bedeutung der zwei gleichklingenden Wörter, (z. B. das Schloß, und: er schloß).

§. 15.

Die Verse sind entweder alle von einem Maaß (Metrum), oder von verschiedenen Maaßen; und die verschiedenen Verse wechseln entweder ungleichmäßig, willkührlich miteinander, oder gleichmäßig nach einem Gesetz. Ist das Letzte der Fall, so werden alle die Reihen, welche zusammen ein Ganzes bilden, welches anderen, ihnen gleichen Ganzen gegenüber steht, eine Strophe (ein verlängerter Vers, eine Versreihe) genannt. So können wir die größeren und kleineren Glieder der rhythmischen Sprache, von der logischen

und der musikalischen (der Verstandes- und der tonkünstlerischen) Seite betrachtet, als einander entsprechend zusammenstellen, nämlich:

Wortfuß; — Satz; — Periode;
Versfuß; — Vers; — Strophe.

§. 16.

Betrachten wir jetzt noch einmal den Vers, abgesehen von den Worten, bloß in seine musikalischen Momente (§. 4. 5.) zerlegt, und vergleichen wir dann mehre Sprachen, nach ihrer Erfähigung, alle, oder nur einige jener musikalischen Momente zu erfüllen, so ergiebt sich folgendes:

Der musikalisch zergliederte Vers hat die Merkmale:

1. Er besteht aus einer gewissen Zahl von Silben;
2. Diese Silben als ein Ganzes, zerfallen in kleinere Ganze, in Takte:
   a. die durch den Accent bestimmt werden, oder
   b. durch die Quantität, oder
   c. durch Beide zugleich.

Es giebt Sprachen, welche ohne musikalischen Rhythmus, bloß auf den oratorischen sehend, sich begnügen, eine Zahl von Silben, fast immer durch den Reim begrenzt, als Musik anzusehen. Eine solche ist z. B. die Französische. Andere Sprachen, z. B. das Italienische, verwenden den Accent zur Bildung von Takten, ohne weitere Rücksicht auf die Dauer der Silben; es kann somit die Gleichheit der Takte nur durch die Gleichheit der Zahl der Momente in ihnen, erwirkt werden (2. a.); daher denn auch die Sprachen, welche selbst den bloßen Accent zur Erzielung eines

musikalischen Rhythmus, wie eben erwähnt, verschmähen, darauf kommen, in der bloßen Zahl der Silben überhaupt ein rhythmisches Princip anzuerkennen. Wieder andere haben die Quantität als Mittel zur Gewinnung eines musikalischen Rhythmus erwählt, wie das Griechische, wo es nicht auf die Zahl der Silben, sondern auf die Summe der Zeitmomente in ihnen ankommt. (2. b.) Die deutsche Sprache endlich ist fähig, Verse sowohl nach dem bloßen Accente, wie auch nach der Quantität, zu bilden; jedoch kann es nicht fehlen, daß diese beiden Sphären sich nicht so völlig in ihr einander gegenüber zu setzen und zu isoliren vermögen, sondern immer doch in einander überzugehen und sich zu bedingen streben; vorzüglich daß bei dem quantitativen Principe das qualitative, oder der Accent, zugleich mit wirksam erscheint (2. c.).

III. Ueber die Zeitdauer der Silben im Deutschen.

§. 17.

Jede Sprache hat bei Bildung ihrer Wörter *) zwei Principe, welche ihre Gestaltung und Bildung bewirken, und im Gleichgewichte stehen können, oder auch eines das andere zurückdrängt. Es sind dies der Verstand und das Gehör, jener, das Innere, dringt auf die Bedeutsamkeit, dieses, das Aeußere, auf den Wohllaut. (Jener wird auch das logische, dieses das euphonische Princip der Sprachbildung genannt.)

*) Was ich hier nur in kurzen Sätzen hinstelle, ist zum Theil in Beckers Wortbildung rc., Frankf. 1824. zu Anfang, in weiterer Ausführung zu finden.

Tritt im Anfange der Sprachbildung, wo der Mensch aus dem bloßen Sinneleben, in die Region des ersten Denkens, in Entdeckung des Unterschiedes und der Verhältnisse hinüberschreitet, durch irgend eine äußere Veranlassung das Princip des Wohllautes, die Neigung für die Klänge überhaupt, besonders vor, (wie es bei dem früheren Uebergewicht der Sinnlichkeit immer fast geschehen dürfte), so wird in der früheren Entwickelung der Sprache das Wohllautsprincip vorherrschen. Es wird ein Reichthum, ein Ueberfluß in Lauten kommen, der in den mannigfaltigsten inneren Abstufungen, wie in den Verbindungen dem Ohre ergötzlich sein kann, aber für den Verstand viel Unnöthiges enthält. So war es auch im Altdeutschen. Wird nun durch eine frühe ausgezeichnete musikalisch-dichterische Ausbildung der Sprache dieser Ueberfluß fixirt, zu einer bestimmten Zeitdauer der Silben zu einander ausgeprägt, und auch die Betonung bloß nach den Anforderungen des Klanges eingerichtet, so wird sie auch später nicht leicht diese Gestalt umändern können. So war es im Griechischen.

Wird hingegen eine Sprache nicht in einem Zuge und früh, von dieser Seite der Formen der Wörter und der Verhältnisse der Silben in Dauer und Ton, festgestellt, sondern durchläuft mannigfache Bildungsepochen, wo die Poesie und Musik nicht vorherrschend Erzieherinnen sind, wie die deutsche, so kann das Verstandesprincip auch wohl das Uebergewicht erhalten, und entweder das Wohllautsprincip unterdrücken, oder auch sich mit ihm in ein Gleichgewicht setzen.

§. 18.

Wirft man einen Blick auf die ältesten Zeiten der deutschen Sprache, so wird man in ihr die Wohllautsgesetze ebenfalls höchst wirksam erkennen. Dann später, aber nicht durch Dichter, in dem Sinne wie in Griechenland, und am wenigsten in Begleitung mit der Musik, fortgebildet, sondern vorzugsweise dem Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens überliefert, trat der Verstand hervor, aber noch mit aller der Unbestimmtheit, welche er als ein Ungebildeter, seines Thuens sich nicht klar bewußter, an sich tragen muß. Wenn auch Zeiten kamen, wie z. B. die der schwäbischen Dichter, wo die Sprache eine andere Richtung hätte nehmen können, so wurde dies jedoch durch spätere mächtigere Einwirkungen wieder verwischt. Die Prosa Luthers endlich war es, welche den letzten Hauptwendepunct in der Geschichte der deutschen Sprache machte. Wenig konnten die Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, nach ihrer Eigenthümlichkeit, ändernd einwirken; die des achtzehnten empfingen die Sprache schon in ihren wesentlichen Theilen zu ausgebildet und festgestellt, als daß sie mehr als nur kleinere Modulationen mit Glück hätten versuchen können; ihre Aufgabe wurde nun, diese vorgefundene Sprache für den metrischen Gebrauch zu benutzen und nach ihrer Eigenthümlichkeit die Gesetze für denselben, theils in ihren Dichtungen, unbewußt, im Zustande des Gefühls, anzuwenden, theils auch nachher sich ihrer bewußt zu werden, und so zum Vollkommneren fortzuschreiten. Was auch Andere versuchten, war unbedeutend; den ersten, größern Schritt that Klopstock in

beiden Beziehungen; auf seiner Bahn schritt Voß auf gleiche Weise, durch Lehre und Beispiel, fort, und brachte, was das Ganze und Große, und die wesentlichen Puncte anbetrifft, die Sache zur Vollendung. Unsere zwei größten Dichter, Schiller und Göthe, förderten weniger den metrischen Theil der Sprache, und andere Dichter und Sprachforscher bemühten sich, in manchen Beziehungen im Einzelnen zu bessern, genauer zu bestimmen oder klarer zu entwickeln. Wie weit wir aber noch davon entfernt sind, daß dieser gegenwärtige Standpunct der Sache von allen, ich will nicht sagen Gebildeten, sondern nur von Verskünstlern, Gelehrten und selbst Sprachforschern gekannt, und völlig erfaßt, oder falls sie auch sich darum bemüht, er die allgemeine Zustimmung erhalten hätte, und daß sich überall deshalb die mannigfachsten und zum Theil wunderbarsten Ansichten hier hervorgethan haben; davon wird jeder, einigermaßen Kundige, unzählige Beispiele gegenwärtig haben, und es mag nicht besonders verwundern, wenn Ausländer meinen, mit unserer Nachbildung der quantitativen Versmaaße der Alten, stehe es sehr schwankend, und es wohl nur für eine süße Täuschung halten, welche uns allenfalls als ein unschuldiges Ergötzen zu gönnen wäre.

Daher mögen die wiederholten Bemühungen höchst wünschenswerth erscheinen, durch mündliche Lehren, wie durch neue schriftliche Bearbeitung das, bisher von den ersten Dichtern und Denkern Ermittelte, mehr und mehr in Umlauf zu setzen und den hin und wieder sich hervorthuenden, jenes umzustoßen drohenden Irr-

lehren, entgegen zu treten. Aber eben so ist es erwünscht, durch innere weitere Fortentwickelung (Evolution, nicht Revolution) die Sache ihrer möglichen Vollendung und siegreichen Klarheit näher zu rücken *). Hier soll nun jene alte Lehre in ihren Grundlinien möglichst kurz und klar aufgestellt, und dann ein neues, und vielleicht letztes Hauptmoment, ihr hinzugefügt werden. Der weiteren Ausbildung, näheren Bestimmung und mannigfachen Berichtigungen mag immer noch ein weites Feld bleiben, aber die Grundlage des Ganzen sollte dadurch beendet sein.

---

*) Bisher ist es bei den, um die Ausbildung unserer Prosodie verdienten Verskünstlern, üblich und nöthig gewesen, gleich den römischen Prätoren, ein Edictum zu geben, wonach sie zu verfahren gedächten, und wonach der Leser sich zu richten habe; so z. B. Humboldt, vor seiner Uebersetzung des Agamemnon; Kannegießer, vor seinem Amor und Psyche; Wolf in seinen Analecten, bei Gelegenheit der Uebersetzung aus der Odyssee, und neuerdings Jacobs, vor seiner griechischen Blumenlese; wo größtentheils die einzelnen Bemerkungen mit dem hier aufzustellenden System zusammenpassen werden. Es wäre zu wünschen, daß endlich in diesen Dingen, durch die von Mehren fortgesetzte Ausbildung und sichere Begründung der bisherigen Grundsätze, von der Mehrzahl der Kundigen ein Edictum perpetuum zu Stande käme und die einzelnen nicht ferner nöthig wären und solche Rückfälle in die alte Krankheit verhütet würden, wie z. B. ganz neuerlichst an Tiersch, aus Halberstadt, in seinen Hexametern in dem Archiv f. Phil. zu bemerken, dem der Accent das einzige Princip geworden. Den Vortheil der größten Bequemlichkeit haben Harthörige wenigstens dabei.

§. 19.

Der Entwickelungsgang der Sprachen überhaupt, und hier zunächst der besondere der Deutschen, in Bezug auf den Accent ist folgender: Es ist das nächste Bedürfniß des sinnlichen Lebens, welches sich in der Sprache zuerst befriedigt. Sich nur zu verständigen, wünschte man zunächst; alles andere lag noch entfernt Das Erste war hier die Anschauung, und durch sie bedingt, die Bildung der Wörter; dann fügte diese dürftig der Verstand an einander, und so trat das logische Princip als Sprachbildner zuerst bedeutsam hervor. Die unterste Stufe (auf welcher wohl auch eine Sprache bleiben kann, wie sehr sie sich auch nach andern Richtungen hin erweitern und fortbilden mag,) ist die Einsilbigkeit; wo jede Anforderung des Verstandes, oder der Anschauung, für sich durch ein besonderes Zeichen und gesondert erfüllt wird (wie im Chinesischen). Schon das fortschreitende Verstandesprincip für sich, konnte dann darauf kommen, aber das euphonische mag hier schon mitwirkend angenommen werden, daß die mannigfaltigen Verhältnisse und Nebenbegriffe eines Wortes, als das ihm sich für den Verstand Anschließende, Untergeordnete, und gleichsam mit ihm in Eins Verwachsende, ihm auch äußerlich sich anschließe, unterordne und mit ihm verwachse. Dieses Aeußerliche wird durch die Betonung (Wort-Accent,) bewirkt, und somit entsteht zugleich auch für den Wohlklang durch die Hebung und Senkung der Stimme, und durch das verschiedene Verhältniß der Zahl nach, der betonten und unbetonten Silben, so wie meist der Stelle dieser Betonung

nach, ein reicher Gewinn, und sie empfängt dadurch eine mannigfaltige Bewegung, einen anderweitig bedeutsam zu werden fähigen Gang, (Wortfüße, und durch diese Numerus, Rhythmus der Prosa. §. 7.)

Wenn nun in einer Sprache das logische Princip das herrschende wird, und das euphonische diesem sich nur unterordnet, wie es bei den Deutschen der Fall ist, so muß sie sich, in Beziehung auf die Betonungsgesetze, also gestalten: der Verstand sondert die Stamm- und Hauptsilbe von den übrigen im Worte; bleibt es ihm nun überlassen zu bestimmen, welche Silbe mit Energie erfüllt, accentuirt, als Einigungs-Mittel für das Gehör, vorgehoben werden soll; so ist nichts natürlicher, als daß er dazu jedesmal die, ihm als Stamm- und Hauptsilbe entgegentretende, erwählen werde. Und also ist es auch bei uns; das Grundgesetz ist: die S t a m m - und H a u p t s i l b e im vielsilbigen Worte hat den H a u p t a c c e n t; die sie umgebenden Ableitungs-, Beugungs-, Vorschlags-Silben bleiben tonlos, oder wenn ihrer mehre zusammentreffen, so empfangen einige unter denselben schwächere untergeordnete Accente z. B. hóffnungslósesréste, so daß dieses Glied der Rede in mehre kleine Gelenke zerfällt; wovon die Gesetze aber hier im Einzelnen, wie auch die Ausnahmen, nicht weiter zu entwickeln sind, indem sie der Sprachlehre angehören, mit der Sprache der Prosa gegeben sind, und nur ihre Verwendung zur musikalischen Sprache im Deutschen hier anzugeben bleibt. Diese Betonungen haben in ihrer größeren oder geringeren Kraft eine unendliche Abstufung;

wir können aber im allgemeinen mit der Eintheilung in die höchste, mittlere und niedrigste, uns begnügen; alle drei erscheinen in: hoffnungsloſereſte.

§. 20.

Indem in der deutschen Sprache das logische Princip entschieden das Uebergewicht über das euphonische erhielt; so wurde alles Ueberflüssige für den Verstand hinweggeschnitten, und alles ihm nicht befriedigend und klar sich Darlegende ausgestoßen; oder mindestens, wo es noch nicht geschehen, zeigt sich das Bestreben es zu thun. Somit wird keine Silbe geduldet, die nicht einen Zweck, oder eine Bedeutung hätte, und als eine Ursprache kann sie um so eher dieses Streben erreichen. Deshalb nimmt jede Silbe nicht bloß das Ohr, sondern vorzugsweise den Verstand in Anspruch, und das um so mehr, je bedeutsamer die Silbe für denselben ist. Es entsteht also ein inneres, ein Verstandesmaaß der Silben, welches auch ein inneres Zeitmaaß genannt werden kann, indem das Verweilen mit der Aufmerksamkeit bei den Silben, wie ein Zeitverlauf erscheint, welcher der äußeren Zeitdauer der Silben für das Ohr verglichen, und daher ideale Dauer genannt werden mag. Dieses muß nun in einer unendlich kleinen und allmähligen Abstufung von einem Größten bis zu einem Kleinsten hinabgehen, was wir durch eine Reihe darstellen wollen.

a c

Vorläufig wollen wir a eine Länge und c eine Kürze nennen, welche wir für das Versmaaß bedür-

fen *). Die zunächst an a liegenden Momente wird man, — da es (§. 11.) bei dem Vortrage des Verses nur auf die zwei großen und starken Gegensätze in der Zeitdauer ankommt, und kleine Unterschiede nicht vom Ohre musikalisch vernommen und gewürdigt werden können, — leicht für gleichbedeutend mit a anerkennen, und eben so werden die zunächst bei c liegenden diesem gleichgesetzt werden. Aber schwankend ist die Bestimmung der in der Mitte liegenden Puncte. Diese nun sind unentschiedener Dauer, schwankend zwischen Kürze und Länge, daher zweckmäßig Mittelzeiten genannt. Wie sie, durch das Hinzutreten anderer Bedingungen und Verhältnisse, an der gegebenen Stelle entschieden eines oder das andere werden können, darum haben wir uns hier noch nicht zu kümmern; wir erhalten also die Reihe:

a	b	c .
Länge	Mittelzeit	Kürze.

§. 21.

Nach diesen drei Haupttheilen sondern wir zunächst die Silben der deutschen Sprache in ihrer idealen Dauer und zwar erst die einsilbigen Wörter. Hier ist Grundgesetz die grammatische Bedeut-

---

*) Ob in dem Verse selbst, andere als $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Zeitmomente in der griechischen Sprache, unter Begleitung der Musik, gebraucht worden, wie Apel behauptet, mögen wir unberührt lassen. Im Deutschen dürfte es jedenfalls nicht gelingen, so künstliche Rhythmen dem Ohre vernehmbar zu machen.

samkeit derselben als Redetheile. Unter den Gliedern des Satzes: Subject, Copula und Prädicat, („Baum ist grün") sind es zwei, das erste und letzte bei welchen, als wesentlichen, die Aufmerksamkeit länger verweilt, als bei dem mittleren, der Copula; diese ist jenen untergeordnet, und diese drei werden in folgende Ordnung treten: Subject, Prädicat, Copula („Baum, grün, ist"). Das Prädicat erhält aber noch folgende andere und weitere Formen: 1) es verschmilzt die Copula mit sich, wird Zeitwort; 2) wird Prädicat zum Prädicate, d. h. Adverbium. Die Adverbien spalten sich wieder in zwei Classen: a) solche, die auch zugleich reine Prädicate sind, oder solche erster Ordnung, und die also anderweitig uns in jenen Beziehungen bekannt, von jener allgemeinen höheren Bedeutsamkeit für den Verstand nicht ganz entkleidet werden können, und jenen an Geltung wenigstens immer ganz nahe stehen; und b) solche, die immer Adverbien bleiben, und so eine tiefere Stufe für die Aufmerksamkeit einnehmen, indem sie Hauptmomente nur modificiren.

Die Rangordnung der Prädicate würde folgende sein: 1) Verbum. 2) reines Prädicat (hierzu auch das Zahlwort gerechnet). 3) Adverbium ersten und 4) zweiten Grades („gab; grün; schön; sehr"). Das Hilfsverbum aber, als bloßes Nebenglied, die Conjugationsformen zu erzeugen, und somit sich als dienend dem Verbum selbst unterordnend, verliert dadurch für die Aufmerksamkeit an Gewicht, und erhält ungefähr ein gleiches mit der Copula. In unmittelbarer Beziehung zum Subjecte stehen 1) das Prono-

men — eine Substantialität, Individualität als solche, nur als Seiendes überhaupt, nicht in einer daseinlichen Form, auszudrücken an sich fähig, und somit trefflich geeignet ein stellvertretender Redetheil zu werden, indem er sich jede bestimmte Form aneignen, mit jeder begabt werden kann, — muß wegen dieses Mangels an eigentlicher Körperlichkeit minder gewichtig als das Substantiv und Prädicat, aber immer noch bedeutsam genug dem Verstande erscheinen. Eine niedrigere Stelle nimmt ein: 2) die Präposition, welche die Verhältnisse der Subjecte zu einander ausdrückt, also auch Vorstellungen zweiter Art, und etwa im gleichen Werthe mit der Copula und den Adverbien zweiten Grades steht. Ferner 3) der Artikel, eigentlich bloß ein Anhang des Substantivs, ihm völlig untergeordnet, wenig die Aufmerksamkeit fesselnd, also am kürzesten unter allen.

Die Conjunctionen, als Verknüpfung der Wörter und Sätze, stehen im Range gleich der Copula; und endlich die Interjectionen, Empfindungswörter, als körperlose Substantiva, Gedanken-Keime, die Aufmerksamkeit zwar fesselnd, aber doch keinen bestimmten Inhalt ihr darbietend, und von sehr verschiedener Kraft *), mögen nur im Durchschnitt, in ihren

*) Wie sie durch andres noch bedingt werden, davon weiter unten. Der Verschiedenartigkeit derselben in manchen Beziehungen wegen, sind die Lehren auch abweichend; so sagt Dilschneider: lang sind die Empfindungswörter, nur o! ist mittelzeitig (S. 20. und 23.). Dagegen Gott-

stärkeren Wirkungen, auf Gleichheit mit dem Pronomen Anspruch machen.

Alles somit in eine Reihe vereinigt, würde sich folgendermaßen einander unterordnen lassen:

1) Substantiv . . . . (Baum)
2) Prädicat: a) Verbum . . . . . (gab)
3) Prädicat: b) reines Prädicat . (grün)
4) Adverbium ersten Grades . . (schön)
5) Pronomen . . . . (ihm)
6) Interjection . . . . (ach)
7) Adverbien zweiten Grades . . (sehr)
8) Präposition . . . . (in)
9) Conjunction . . . . (und)
10) Copula und Hilfsverbum . . . (ist)
11) Artikel . . . . (der)

(Diese Worte, in einen Satz zusammengezogen, stellen alle Redetheile auf: „Ach, der Baum! und auf ihm ist's sehr schön grün.")

Da nun dieses als eine abfallende Reihe anzusehen ist, und die einzelnen Theile ihr Zeitverhältniß nicht als ein unbedingtes haben erhalten können, sondern dieses nur dadurch, daß sie sich an einander messen, gewinnen; so setzt man als lang die, welche einen Hauptbegriff haben (Subject und Prädicat); als mittelzeitig, alle die andern, welche zur wei-

---

hold: „mittelzeitig sind sie, wenn sie nur schwach betont werden." Darauf kommt auch das hinaus, was Heyse lehrt.

teren Ausbildung, zu den weiteren Verhältnissen des Satzes mitwirken, als untergeordnete, wenig von einander verschieden, und als kurz, bloß den Artikel, einzig dem Subject dienend und so auch durch den Accent an ihn geknüpft, daß er fast wie mit ihm in ein Wort verschmolzen scheint. Demnach:

Lang	1	—	4
Mittelzeitig	5	—	10
kurz		—	11

§. 22.

Bei den mehrsilbigen Wörtern tritt ein anderes Gesetz für die Bestimmung der Verstandes-Zeitdauer ein. Die mehrsilbigen Wörter bilden sich 1) durch Hinzufügung von Vor- und Nachsilben, und 2) durch Zusammensetzung zweier oder mehrer ein- oder mehrsilbiger Wörter.

In der ersten Art derselben werden 1) lang alle Stammsilben, weil sie, durch den Verstand gemessen, von allen andern Silben entschieden die bedeutendsten, die Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehenden sind. Hier ist nun nicht weiter die Frage, wie bei den einsilbigen Wörtern, welcher Classe der Redetheile sie angehören, sie messen sich an den andern, ihnen untergeordneten Silben, und der sie begleitende Accent (§. 19.) unterstützt durch ein Aeußeres, durch Kraft, (welche so leicht mit Ausdehnung verwechselt werden, und sie einigermaßen ersetzen kann,) ihre ideale Länge. Selbst wenn eine darangefügte Silbe an Ton sie überwiegt, so bleibt ihr doch zur Unterstützung noch ein

Ton zweiter, oft auch freilich nur dritten Ordnung, so in: Antworten und Ueberredungskunst, und als Stammsilbe bleibt sie immer lang. Ferner sind lang alle betonte Vorsilben, sie mögen trennbar sein oder nicht: Antworten; vorschlagen; Vorschlag.

2) Mittelzeitig sind alle Vorsilben, die nicht betont sind, so wie alle Ableitungs-Silben, welche nach der Bedeutsamkeit und aus andern, später anzugebenden Gründen von abstufender Dauer werden, und bis zu den Kürzen hinabgehend, an diese sich reihen: voll-be-; und fach,-schaft-ing-miß-lich-ig.

3) Kurz und zwar entschieden, sind die Vor- und Nachsilben, die an der Bedeutung des Wortes selbst nichts ändern oder auf diese wirken, sondern nur das Wort als Redetheil von andern unterscheiden, oder das momentane, sprachliche Verhältniß, in welchem es eben steht (Conjugations- und Declinations-Silben) ausdrücken: lieb-en; geliebt; hab-e; hab-en; gut-er, gut-es. - größ-er. Wohin wir auch das einsilbige Vorwort zu, so fern es nur das Gerundium zu bilden gebraucht wird (zu lieben), ziehen, da es seine erste Bedeutung ablegt und ganz mit dem Zeitworte, in Ton und Bedeutsamkeit, zusammenhängt und gleichsam mit ihm in eins zusammenschmilzt.

In den zusammengesetzten Wörtern wird jedes Wort für sich, sei es ein- oder mehrsilbig, nach den oben angegebenen Gesetzen bestimmt; und gilt also eben so viel, als wie wenn es allein stände. Der Ueberton

kann also hier nicht die schwächer betonte Silbe verkürzen: Kriegszug, nicht Kriegszug.

§. 23.

Erfassen wir scharf und überschauen klar das Gebiet der Sprache, nach den Seiten hin, nach welchen wir dasselbe durchwandert und für den Zweck, welchen wir verfolgt haben, und ist unser freies, besonnenes Urtheil, so wie unser natürliches Gehör nicht durch Herkömmliches, durch bisher allgemeiner Geltendes befangen und verwirrt; so können wir schwerlich eine Metrik vollendet nennen, welche uns zumuthet, nicht blos die Forderungen des Verstandes in Dingen des Gehörs anzuerkennen, ja ihnen ein gewisses Uebergewicht einzuräumen, (— was wir als vernunftgemäß und folgerecht wegen des Geistes und der Entwickelung der Sprache bezeichnet haben); — sondern welche sogar den Klang an sich, in Bezug auf Dauer, die Empfänglichkeit des Ohres, überhaupt das euphonische Princip in der Sprache, ganz wegläugnen will. Es ist genug, daß wir der Bedeutung der Silben die erste Entscheidung über die Dauer zugestehen und dem Accente, als einem Real-Täuschenden — indem er Kraft mit Dauer, oder Intension mit Extension, leicht verwechseln läßt, — gestatten, neben dem Ideal-Täuschenden, der Verstandeslänge, seine Gewalt so weit zu üben, daß er Mittelzeiten zu Längen erhebt *). Aber daß das wirklich

*) Dieses vermag nicht blos der Wortaccent (heran), sondern auch der Redeaccent (lebet dort er; lebet er dort). Aber

Gehörte selbst nun überhört, daß es gar nicht, oder höchstens nach Belieben berücksichtigt werden solle, das ist unwahr, und ist der Mangel, welcher unsern Versen noch anklebt. Ich fordere für die Gehörs-Dauer nur so viel Rechte, wie der Accent hat. Die Verstandesdauer bleibt das Grundprincip; der Accent und die Natur- oder Gehörs-Dauer der Silben, wenn sie zu jener sich hinzuthun, rücken sie um eine Stufe höher, oder geben den Ausschlag: Verstandeslängen erhalten durch sie größeres Gewicht; Verstandesmittelzeiten werden zu leichteren Längen, und Verstandeskürzen *) zu leichteren Mittelzeiten.

---

so weit erstreckt sich seine Gewalt nicht, daß er Kürzen zu Längen erheben könnte: lange hat er gĕlebt, doch wenig ĕrlebt; wie er denn auch, wo er untergeordnet erscheint, in zusammengesetzten Wörtern, der Silbe, wenn sie sonst lang ist, nicht diese Dauer entziehen darf. Hieraus ist klar, wie falsch der oft wiederholte Satz ist: Accent und Länge im Deutschen sei eins; es kann nur so viel gesagt werden: meistentheils haben die Längen den Hauptaccent.

*) Es trifft sich überdies, daß es, so viel ich bemerkt, nur eine solche Verstandes-Kürze giebt, der Artikel ein, welche Naturlänge hat; sonst hat hier das logische Princip bei der Bildung der Sprache ganz folgerecht den Silben untersten Ranges für den Verstand, auch die längere Dauer genommen, die sie zum Theil früher hatten und mit dem Munde eben so schnell über sie hingleiten lassen, als sie die Aufmerksamkeit nur leise berührt. Diese Verstandeskürze ein würde also, mit der Naturlänge begabt, als Mittelzeit

Ueberzeugt man sich aber auch davon, daß Silben, die dem Ohre lang erscheinen, nicht kurz gebraucht werden dürfen, so bleibt noch immer ein weites Feld des Zweifels und des Streites übrig, wie und wonach die Länge im Deutschen bestimmt werde. Dürfen wir den Alten hiebei folgen, und die Länge des Vokals, so wie die Position gleichmäßig anerkennen? Der Vokal, als das eigentlich Tönende, wird unbezweifelt das erste hier sein, und an ihn zunächst sich die Dauer knüpfen. Mit den Consonanten aber verhält es sich anders. Apel meint *): „Eine Silbe „erhält durch Position Länge, wenn der Ton durch „die Anzahl, oder den Widerstand der darin befindli„chen Consonanten genöthigt wird, länger auf ihr „als auf andern Silben, in welchen diese Hindernisse „nicht angetroffen werden, zu verweilen. Es erhellt „hieraus, daß die Länge durch Position blos relativ ist, „und daß unter Silben, die blos aus einfachen Voka-

---

gelten können, und immer in der Thesis sich besser, denn eine Kürze ausnehmen; so dürfte der Vers von Voß z. B.:

„Deckte sie jetzo ein Tuch von fein gemodeltem Drillich"

wohl besser klingen:

„Deckte sie jetzt ein Tuch ꝛc."

abgesehen von den vielen Spondeen, welche dadurch entständen. Ueberhaupt werden sich solche, der Bedeutung nach schwache Mittelzeiten, aber mit der Naturlänge versehn, (wie heit, keit, u. s. w.) wenn sie nicht vom Accent begleitet sind, in der Regel nur in der Thesis gut gebrauchen lassen.

*) Metrik I. 306 ff.

„len bestünden, schon Ein Consonant der Silbe Posi-
„tionlänge ertheilen würde. Die Frage: wie viel Con-
„sonanten zur Position erforderlich seien, läßt sich
„mithin nicht im Allgemeinen beantworten, sondern die
„Beschaffenheit jeder Sprache muß darüber im Ein-
„zelnen entscheiden. In Sprachen, worin der größte
„Theil der Silben mit Vokalen anfängt, oder mit
„Vokalen schließt, ist gewöhnlich jeder Vokal von dem
„andern durch Einen Consonanten getrennt; das Zu-
„sammentreffen zweier Consonanten wird daher den
„Ton über das Gewöhnliche aufhalten, und dadurch eine
„Position bewirken. So ist es auch in der That in
„der griechischen und lateinischen Sprache, worin sich
„die Ausnahme, daß z. B. der stumme mit dem flie-
„ßenden Consonanten nur unvollkommene Position bil-
„det, sehr leicht aus der geringern Verweilung erklärt,
„die der Ton bei dem leichten Uebergange zu dem
„fließenden Consonanten nöthig hat. Findet sich hin-
„gegen bei der Mehrzahl der Silben in einer Sprache
„vorn und hinten ein Consonant, so ist das Zusammen-
„treffen von zwei Consonanten das Gewöhnliche, und
„es wird nur dann Position entstehen, wenn wenig-
„stens drei Consonanten unmittelbar auf einander fol-
„gen. Diese Bewandtniß hat es mit der deutschen
„Sprache."

Wenn wir dieses auch für wahrer, als die sonst gewöhnliche unbedingte Annahme halten, daß nämlich die stummen Consonanten immer die Hälfte einer Mora ausmachten, so scheint uns doch Folgendes im Deutschen auch gegen die unbedingte Verlängerung der

Silbe durch wenigstens drei Consonanten eingewandt werden zu können. Die Ansprüche des Gehörs werden von denen des Verstandes überwogen; wo jene neben diesen jedoch sich geltend machen, da müssen es gewichtige, nicht abzuweisende sein; nun sind aber die Consonanten nur Begrenzungen des eigentlichen Tons, nur dem Gehöre Secundaires, und die Position, als Zusammentreffen der Consonanten in zwei Silben, nur Hemmungen, Pausen, also nicht eigentlich Hörbares, was nur dem feinern, dem frei und allein herrschenden Ohre vernehmbar und gewichtig sein kann; unserer Metrik können sie daher auch nur als Hemmungen, als Hindernisse, welche sich an die Silben hängen, erscheinen, aber nicht als für sich geltend, als regulatives Princip. So viel demnach wollen wir für sie in Anspruch nehmen, daß sie da, wo die Sache aus anderen Gründen schwankend erscheine, einen Ausschlag, oder eine Unterstützung geben mögen, und daß drei Consonanten in einer Silbe dieser unbedingte Gehörslänge verschaffen sollen. Ferner, daß der sorgfältigere Verskünstler, und wo es darauf ankommt, die schönsten, reinsten Verse zu bilden, es auch werde zu vermeiden suchen, bei Kürzen, die auf zwei Consonanten enden, wieder einen oder mehre folgen zu lassen.

Wie es aber komme, daß man den Gebrauch der, für das Gehör unbedingt langen Silben als Kürzen, ertragen, und das feinere Gehör selbst dadurch nicht verletzt worden, hat in zweierlei seinen Grund: einmal in der Gewöhnung. Wie mächtig diese auch im Reiche des Klanges und der Verse herrsche, sieht man

daraus, wie die schlechtesten Verse und Töne immer so lange reizend und schön gefunden wurden, bis durch die allmählige Entwickelung und Fortbildung das Bessere eintrat und durch den Vergleich mit diesem erst die bisherige Genügsamkeit unerklärlich erschien. Wird man sein Ohr an vollkommnere Verse in dieser Beziehung gewöhnt haben, so wird man auch jene Verstöße gegen das Zeitmaaß unerträglich finden. Zweitens kommen diese Fälle, in den bessern Versen, nicht sehr häufig vor*), und der einmal dem Ohre eingeprägte Rhythmus trägt über diese einzelnen Fälle hinweg — müssen wir es uns doch bei den größten Dichtern, die aber nicht eben so große Verskünstler sind, gefallen lassen, selbst unbetonte Begriffs-Längen verkürzt zu sehen — freilich nicht ohne Widerstreben des Ohres,

---

*) So habe ich z. B. in den 100 ersten Hexametern von Voßes Gedicht: der siebzigste Geburtstag, nur zehnmal Naturlängen als Kürzen gebraucht gefunden, also unter 600 Takten waren nur zehn unrichtige schwerfällige Dactylen; wie leicht verlieren sie sich unter der Menge! Es bleiben aber immer doch Fehler, und sind als solche zu vermeiden. Ein untadelicher Hexameter, nach der bisherigen Theorie, würde folgender, absichtlich ganz nüchternen Inhalts, sein, aber durch die gehäuften Naturlängen selbst einem weniger feinen oder geübten Gehör unbequem fallen:

Reichthum erwarb mein geliebter, mein achtbarer Freund auf dem Meere.

Prosodisch berichtigt würde er also lauten:

Reichthum brachte dem Freund, achtbar und geliebet, die Meerfahrt.

allein es beruhigt sich wieder, wenn die Sache nicht zu oft wiederkehrt, und auch dadurch, daß, durch den Rhythmus getrieben, in der Aussprache solche Silben meist etwas verkürzt werden, was dagegen wieder gegen die Richtigkeit und Reinheit der Sprache in oratorischer Beziehung verstößt. So klingt ehrsamer, in den Dactylus gezwängt, eher wie ehrsammer. Schicksale, fast wie Schicksalle. Furchtbar erklang, wie furchtbaer erklang u. s. w.

Was man gegen diese genauere und richtigere Zeitmessung am scheinbarsten einwenden könnte, das dürfte sein die Unmöglichkeit, nach ihr andre als zweisilbige Füße durchweg zu bilden. Dieses zu widerlegen habe ich, als die schwierigere Aufgabe, die Uebersetzung einiger Stücke gewählt, und zwar nicht eben gar leichter, und solcher, die von den ersten Meistern in der Uebersetzungskunst schon übertragen sind, damit man sehen könne, daß es bei wenigstens gleich treuem Anschließen an die Urschrift, dennoch möglich sei unter diesen, neben noch andern Schwierigkeiten, (der durchgängigen Vermeidung der Trochäen im $\frac{2}{4}$ Takte) zum Ziele zu gelangen.

Daß das Versemachen dadurch nun eben so viel schwerer würde, als die Verse richtiger und wohlklingender erscheinen, das muß man natürlich zugeben; allein dem ist nicht abzuhelfen; alles läßt sich nicht vereinen, und das Nothwendige, Unbedingte läßt sich nicht aus Nebenrücksichten abweisen. Will man Verse machen, so ist das erste und höchste Erforderniß, daß sie gut seien; kann man keine gute machen, so lasse man

es, wie die andern, neuern Völker weislich das Bemühen antike Rhythmen treu nachzubilden, aufgegeben haben. Wir könnten, wie jene, Versarten erfinden, denen unsere Sprache gewachsen wäre, oder wir unterlassen es, sie metrisch zu übertragen. Allein in den meisten Fällen werden wir keins von beiden nöthig haben. Fänden sich aber auch bedeutendere Schwierigkeiten bei Uebersetzungen, so behaupten wir dagegen dreist, daß man sehr wenig Herr der Sprache sein, oder wenig Uebung im Versemachen haben müsse, wenn man in freien, eigenen Dichtungen an einem glücklichen Erfolge verzweifeln müßte. Wir haben im Anhange deshalb eigene Distichen hinzugefügt, bei denen uns das Metrische nicht eben viel größere Schwierigkeiten gemacht hat, als bei solchen, die wir früher nach der bequemeren Theorie zu bilden versucht haben.

§. 24.

Haben wir sonach behauptet, daß eine Zeitdauer des Gehöres auch im Deutschen da sein und berücksichtiget werden müsse; daß aber nur der gewichtigere Theil derselben, die Länge des Vokals, sie bestimmen solle; so müssen wir zunächst die Gesetze für diese Lehre aufzustellen uns bemühen.

So gut wie der Accent und die Verstandeslänge, ist auch die Naturlänge als eine arithmetische Reihe mit unendlich kleinen Unterschieden anzusehen; allein auch hier genügt es die beiden Endpunkte, und den in der Mitte fallenden festzuhalten und die anderen, ihnen zunächst liegenden, denselben beizuordnen, also

drei Arten der Dauer, Längen, Mittelzeiten und Kürzen, anzunehmen.

Mit der Höhe und Tiefe der Vokale hängt auch die Dauer zusammen, so daß die tieferen länger erscheinen, als die höheren; jedoch ist dieser Unterschied nur ein geringer, und die einfachen sind zunächst alle als kurz anzusehen. Sie bilden demnach folgende Reihe:

i, e, a, o, u.

An diese schließen sich die Umlaute, welche noch an Dauer etwas gewinnen und als mittelzeitig gelten können, an:

ä, ö, ü,

und machen den Uebergang zu den gedehnten und doppelten Vokalen:

ii, (ie), ei, ee, oi, ui, aa, eu, oi, au, äu, oo, uu *).

So hätten wir eine einfache Reihe, die von dem kurzen i bis zum langen u hinauf läuft. Allein hier treten noch andere Verhältnisse ein. Die einfachen

---

*) Hier ist zu bemerken, daß i i nicht geschrieben wird, sondern statt dessen i e, und daß es, so wie e i, eine Neigung sich zu verkürzen habe; so wie auch uu nicht üblich ist, sondern statt dessen uh; allein es kam hier darauf an, die Sachen auf ihr Natürliches, Wirkliches zurückzuführen und mehr darüber wird unten noch gesagt werden (§. 29.). Uebrigens muß man dem Ohre hier folgen, und nicht dem Auge, denn nach der bisherigen Orthographie stehen lange Vokale, wo nur kurze gehört werden, wie im Artikel, der nur, einzeln gesprochen, lang klingt, sonst aber kurz: die Hand, wie: die Hănd.

Vokale sind auch in einigen Silben mittelzeitig, und bleiben dieses stets, oder werden durch die hinzutretende Betonung verlängert; eben als solche Mittelzeiten sind auch die Umlaute anzusehen; der ersten Art z. B. ist das i; deutlich hört man den Unterschied in den drei Wörtern: Widder, wider, Glieder. Als Mittelzeiten durch die hinzutretende Betonung verlängert erscheinen die Vokale in: vor, nur, für, u. A. Man vergleiche z. B. das entschieden kurze o, in fort, mit den mittelzeitigen in vor — (z. B. vor Jahren, wenn es unbetont ist), und mit dem betonten und langen in vor (z. B. was hat er vor? hervor), und dem ursprünglich langen in Loos; so wie etwa: knurren, verglichen mit: nur hèute und heute nùr, oder mit Flur.

Auch die Fürwörter, der, die, sind mittelzeitig ihrem Vokale nach, und der Accent verlängert sie entschieden; daher als Determinativ sie immer lang gebraucht werden müssen, weil dann immer ein Nachdruck darauf ruht: dìe wird kommen, die heute an die Thür trat. Dagegen als Relativum es nur mittelzeitig ist, wie in jenem Beispiele sich zeigt, und besonders es hervortritt, wenn man es mit dem kurzen Artikel-Vokal zusammenhält. In folgendem Beispiele stehen sie alle drei nebeneinander, zum bessern Vergleich:

„Schmerzlich beklaget es dèr, der der Jünglinge Gluthen entflammt hat."

Wie die Silben nun in Bezug auf die Verstandes- und die Gehörs-Länge erscheinen, zeigt nachstehende Tabelle:

Der Verstandes-Dauer nach.

Der Gehörs-Dauer nach:	lang:	mittelzeitig:	kurz:
lang:	1. Haus. naht. grün. mein-e. eu-er.	4. mein. euch. ei! auf. der (als Determinativ.)	7. ein (als Artikel.
mittelzeitig:	2. wi-der.	5. du. er. ihn. für. der (als Relativ.)	8. ung. der (als Artikel.
kurz:	3. Sinn. ritt. hart.	6. ich. es. dich. ach!	9. en, er, e } (Endungen.) be (Vorschlagssilbe.)

Hieraus geht folgende Reihe hervor:

I. Längen:

1) als Ueberlängen ($\frac{12}{32}$).

2. 3) als volle Längen ($\frac{10}{32}$),

4) als leichte Längen *) ($\frac{8}{32}$).

---

*) Welche, wie schon oben bemerkt, neben hochtonigen und

II. Mittelzeiten:

5) schwere ($\frac{7}{32}$),

6) schwebende ($\frac{6}{32}$),

7) leichte ($\frac{5}{32}$).

III. Kürzen:

8) einzeitige Kürze ($\frac{4}{32}$),

9) halbzeitige Kürze ($\frac{2}{32}$).

Wenn der Accent hinzutritt, so rückt er die Silbe aus einer Stufe in die andre hinüber: Kürzen werden Mittelzeiten, und Mittelzeiten werden Längen. Der Position möchte ich so viel Kraft zuweisen, daß sie aus einer Nummer in die nächste hinüber führte; wäre nämlich eine Silbe in die Rubrik 8 zu setzen, so müßte die Position sie zu der Geltung von 7 erheben; u. s. w.

§. 25.

Je reiner und schöner ein Vers sein soll, um so mehr müssen die Silben so zusammen gefügt werden, daß keine Zweifel über ihre Dauer obwalten, und sie sich gleich in dem Verhältnisse als Längen und Kürzen gegen einander darstellen. Es kommt also darauf nur an, das Schwanken zwischen beiden, in den Mittelzeiten, zu entfernen, und dies geschieht auf folgende Weise:

---

gewichtigen Längen, sich nicht gut in der Arsis zu behaupten im Stande sind; wie:

Herrlich erblühete sein Haus.

Besser: Herrlich erblüht sein Haus.

Die Mittelzeit wird zur entschiedenen Länge:

1) durch das Hinzutreten des Accents (was schon oben erwähnt);

2) wenn sie von Kürzen umgeben ist, gegen welche gemessen sie an Gehalt leicht gewinnt; z. B.:

Schwebeten in dem Gewölk,
Schwebten in den Wolken,

3) durch den Rhythmus in die Arsis gehoben. Doch darf der Dichter sich dieses Mittels, wenn es nicht durch Gründe unterstützt wird, nicht zu häufig bedienen.

Dagegen wird die Mittelzeit zur entschiedenen Kürze:

Wenn sie neben vollen und betonten Längen in der Thesis steht, es mag eine Kürze vorausgehen oder folgen:

Schwebt in den Wolken
Legten sich nah' an den Strand.

Jedoch als eine nothwendige Vergünstigung müssen die Mittelzeiten (und je gewichtiger sie sind, um so eher) zwischen gewichtigen Längen, lang gelten dürfen, obgleich sie sich besser hier als Kürzen ausnehmen; z. B.:

Legt sich nah' an den Strand
Schwebt in Wolken herab.
Starb vor Freuden er fast.

Schwerlich erscheinen zwei, besonders gewichtigere Mittelzeiten, verkürzt; müssen jedoch hin und wieder zugelassen werden; z. B.:

Freundschaft in Ehren zu halten.
Wissentlich that sie mir dies.

§. 26.

Alle die bisherigen Bestimmungen der Dauer der Silben, aus dem Wesen der deutschen Sprache abgeleitet, können natürlich auch nur auf deutsche Wörter Anwendung finden. Bei den vorkommenden fremden Wörtern *) müssen andere, aber eben auch aus dem Wesen der deutschen Sprache abgeleitete Gesetze aufgestellt werden.

Die einsilbigen Fremdwörter machen weiter keine Schwierigkeit; sie sind lang: Pan; Mars.

Bei den mehrsilbigen müssen wir aber drei Arten unterscheiden:

1) Die unverändert bleiben.
2) Die eine deutsche Endung erhalten.
3) Die abgekürzt werden.

Was die ersten betrifft, so muß ein Mittelpunct des Wortes gesucht werden, welchen in deutschen Wörtern die Stammsilbe bildet. Da wir nun auf eine Zergliederung fremder Sprachen begreiflich nicht

*) Worunter wir solche verstehen, die nicht völlig eingebürgert sind, wie Natur, Formen; bei welchen der Accent eine der Silben als Stammsilbe, und somit als Länge bestimmt, welche Dauer sie aber nicht verlieren, wenn sie auch übertönt werden, wie in formiren; wo die stärker betonte nur gleichfalls Länge ist.

eingehen können, so müssen wir irgend etwas anderes erwählen, was uns jene Stammsilbe vertreten könne.

In Wörtern aus neuen Sprachen, wo der Accent herrscht, ist es die betonte Silbe, welche uns als Mittelpunct des ganzen Wortes und als Hauptlänge dient: Paris, Marseille, Pavia, Petrarka.

In den Wörtern aus alten Sprachen, bei denen die Quantität in Versen entschied, wird uns auch diese, und nicht der Accent Bestimmungsgrund für die Annahme der Stamm-Länge; aber dieser wird noch durch Folgendes bedingt. Da im Deutschen der Accent mit der Stammsilbe meist zusammen fällt, so sollte dies auch hier geschehen; allein die Stammsilbe, sammt dem Accente, finden sich im Deutschen größtentheils auf der vorletzten oder drittletzten Silbe des Wortes; dieses wird also auch von den fremden Wörtern gefordert und somit das Gesetz in Betreff dieser also aufgestellt:

Die vorletzte, oder die drittletzte Silbe, wird Mittelpunct und betonte Stammlänge; die vorletzte nämlich alsdann, wenn sie in den alten Sprachen auch lang ist; die drittletzte aber immer in dem Falle, wenn jene, die vorletzte, ursprünglich kurz ist. Die dieser langen vorausgehenden Silben werden als Mittelzeiten, die ihr folgenden meist als Kürzen behandelt. Wie bei den Alten schon, sehr zweckmäßig, überall bei den Namen metrisch es nicht so genau genommen wurde, so dürfen auch wir nicht eben ängstlicher dabei sein, und lange Vokale in den Kürzen,

z. B. in der letzten Silbe, mögen uns, wenn es Noth thut, auch nicht Kummer machen.

a) Also werden alle zweisilbigen Wörter Trochäen, oder allenfalls auch Spondeen: Ares, Venus, Paris, Orpheus *), und zur Noth auch Orpheus.

b) Mehrsilbige: Melpomene wird Melpomene, Herodotos wird Herodotos.

c) Wie überall in der Sprache, wo der Gebrauch und das Ohr entscheiden, Ausnahmen entstehen müssen, so auch hier; z. B. wird jener Regel ganz entsprechend Hexameter gesagt, dagegen aber ihr widerstreitend Barometer u. s. w. Oder will man dieses etwa so vertheidigen: Hexameter sei eine aus dem Lateinischen entlehnte Form eines griechischen Wortes, und sie habe somit auch die Quantitäts-Bezeichnung des Lateinischen empfangen; dagegen die anderen, neugebildeten Wörter aus dem Griechischen unmittelbar, wie Barometer u. A. sich nach den Gesetzen der zweiten, hier folgenden Classe richten, nämlich:

2) Die Wörter aus den alten Sprachen, welche deutsche Endungen bekommen.

a) Sie werden alsdann, ganz dem Klange ähnlicher deutscher Wörter gemäß, meist in der vorletzten

---

*) Auch wohl, recht gestellt, die Endsilbe mit der Naturlänge in die Arsis gebracht, wie ich es unten, in der Uebersetzung von No. 2. aus der griechischen Blumenlese, mit dem Kepheus gemacht habe.

Silbe betont: Ephorus wird Ephore, Synodus wird Synode; Cassiterides, werden Cassiteriden.

b) Solche Endungen, die auch im Deutschen oft den Accent auf der drittletzten vor sich haben, lassen auch in den alten Sprachen die Verkürzung der vorletzten zu, wenn dort dieselbe kurz ist; so Aeoler, Sikuler, Italer, Araber.

c) Auch solche, die erst im Plural die deutsche Endung annehmen, wie Päane, lassen dadurch auf ihren sonst unverändert bleibenden Singular zurückwirken, und haben Päan, was sonst nach der ersten Regel (a) Päan lauten müßte. Eben so kann man auch hieher rechnen Phäak, Cyclop, die im Plural Phäaken und Cyclopen haben, oder man könnte sie allenfalls auch, da sie eigentlich Phäax und Cyclops lauten, unter die dritte Classe bringen.

3) Diese nämlich befaßt die abgekürzten Wörter, bei welchen das Gesetz gilt, daß sie auf der letzten Silbe den Accent haben: Herodotos wird Herodot; daher Phänomen (was im Plural Phänomene richtig hat, auch aus dem Grunde von No. 2.; aber unrichtig ist Anadyomene. Dies ist unverändert, gehört somit zu No. 1. und muß Anadyomene, lauten); Musik.

Allein bei denen auf ik ist ein großes Schwanken in dem Gebrauche, indem einige immer anders betont

werden: Lōgik, bei anderen aber beide Arten der Betonung vorkommen: z. B. Physīk und Phȳsik (wie z. B. in Göthe's Faust S. 91. Metaphysik und S. 133. Physik betont ist); Mathematik und Mathematìk.

Auch Ȯcean gehört hieher, es müßte eigentlich Oceàn klingen: wird aber seltener so gebraucht. Eine entschiedene Ausnahme sind auch Tèlemach (durch das Französische Télémaque), Euphrat *).

§. 27.

Unsere Sprache, die unbedingt die fügsamste, geschmeidigste und vielgestaltigste der neueren geworden, und fähig ist, es noch mehr zu werden, hat nicht bloß den Versmaßen der Alten sich angeschmiegt, sondern früher schon im Besitz der Weisen der andern neuen Sprachen, diese weiter ausgebildet und bewegt sich in ihnen auch immer, was nicht zu läugnen, mit einer gewissen Vorliebe und größeren Leichtigkeit. Wir verstehen darunter nämlich diejenigen neuern Sprachen, welche zwar die Zeitdauer der Silben und Füße unbeachtet lassen, jedoch ihren Rhythmus durch Hebung

---

*) Der Versuch von Tiersch, in seiner Uebersetzung des Pindar, die Namen der Alten auch ganz nach der bei ihnen üblichen Quantität im Deutschen zu messen, würde, von allem Anderen abgesehn, schon deshalb nicht Nachahmung finden, weil dadurch Rhythmen entstünden, die unserer Zunge, wie unserem Ohre gleich schwer und ungewohnt erschienen.

und Senkung, oder durch den Accent bewirken. Die aber, welche auch diesen nicht berücksichtigen und bloß die Silben zählen, wie das Französische und Polnische, bleiben uns unnachbildsam, wobei auch nicht eben viel verloren wird. Die Versuche, dieses jedoch zu thun, oder auch nur den bequemeren italienischen Rhythmus nachzubilden, sind verunglückt *); zu sehr an vollständige, oder auch beschränktere musikalische Wirkung (durch Quantität oder Accent) gewöhnt, können wir durchaus nicht uns überreden, Zeilen bloß von bestimmter Silbenzahl, mit einem Reime am Ende, als Verse anzuerkennen, und müssen somit, was dadurch für den oratorischen Klang (Numerus), und für die leichtere natürliche Bewegung der Sprache gewonnen würde, gern den musikalischen Reizen aufopfern.

Wenn demnach die Bewegung des Verses durch Hebung und Senkung bedingt wird, so muß für jene der Accent, ohne weitere Rücksicht auf die Dauer der Silbe, das regulirende Princip werden, und es ist eine Verwechselung und Verwirrung der Begriffe, zwischen den Gesetzen der alten quantitativen und neuen accentuirten Verse, wenn man mehre Bedingungen, wie folgende, für den modernen deutschen fünffüßigen Jambus aufstellt; als z. B.: „er solle **nur** in den ungleichen Füßen Spondeen dulden:"

⏒ — | ◡ — | ⏒ — | ◡ — | ◡ — (◡)

wo die antiken jambischen Verse vorschwebten, die,

*) Z. B. des Gr. v. Finkenstein in seiner Arethusa, wodurch er einen großen Gewinn uns zu sichern meinte.

nach Dipodien gemessen, und auf Quantität beruhend, solche Gesetze empfangen mußten. Gewichtiger ist die Forderung: „es solle im fünften Fuße durchaus ein „reiner Jambus sein, und wenn der Vers elf Silben „habe, so dürfe die elfte keine Länge sein." Nach der Strenge des obigen Gesetzes, fallen auch diese Forderungen weg, indem ja keine Quantität berücksichtiget wird, und somit von Spondeen und Längen gar nicht die Rede sein kann. Wenn man zudem aus neuen Sprachen übersetzt, und z. B. aus dem Italienischen, wo ohnedies so viele Schwierigkeiten sich darbieten, und man den Rhythmus nicht eben besser in der Uebertragung wieder zu geben braucht, als er in dem Vorbilde ist, so sind jene Forderungen unbedingt abzuweisen *). Dagegen ist es ein Anderes, wenn

*) Es giebt viele, die mit treuer Anhänglichkeit am Althergebrachten hängen und ohne eigenes Nachdenken, auf Treu' und Glauben, das Ueberlieferte festhalten und wiederholen. Höchst possirlich ist es, wie sich solche gebehrden, wenn man freventlich ihre Götzen antastet, gleichsam als habe man ein Höchstes und wirklich Heiliges geschändet. So verhält es sich unter andern auch mit den italienischen Versen. Diese sind im Rufe, unübertrefflich schön zu sein, was man sonst auch von den französischen glaubte. Wie gewöhnlich, so auch hier, ist leicht eine Täuschung und Verwirrung möglich, aus Mangel der nöthigen Sonderung der Theile und scharfen Erfassung des Fraglichen. Der Inhalt, die dichterische Ausbildung der Sprache, und ihr Wohlklang an sich, müsse hier hinweggenommen werden, und von dem, was alsdann übrig bleibt, der reinen mu-

von ursprünglich deutschen Gedichten die Rede ist. Nach jenem Principe dürfte es zwar auch in solchen nicht eben als ein Fehler anzusehen sein, wenn im fünften Fuß ein Spondeus steht, zumal wenn es selten eintritt, und wenn es gereimte Verse sind, wo der Reim schon den Schluß des Verses markirt, und man

---

sikalisch-rhythmischen Form, und deren Schönheit, kann dann nur die Rede sein. Wenn dennoch z. B. das Italienische, bei seiner Fülle von Vokalen mit diesen, in Bezug auf den Hiatus, in das Gedränge kommen muß, und mehre zusammen stoßende Vokale in einander fließen und metrisch als eine Silbe gelten läßt, obgleich sie jedoch einzeln ausgesprochen werden müssen, so wird doch hierin Niemand einen Gewinn für den Vers, in der hier festzuhaltenden Beziehung, finden, der nicht entweder dem Herkommen freudig huldigt, oder den Begriff vom Rhythmus der Prosa mit dem der Verse verwechselt oder verwirrt. Alle Bestimmtheit der Umrisse und Reinheit der metrischen Glieder für das Ohr, gehen verloren und es gehört eine starke Selbsttäuschung dazu, wenn man in folgenden zwei Zeilen (S. Fernow Ital. Sprachl. S. 757.) denselben Vers erkennen will, in:

Rende a gli occhj, a gli orecchj il proprio obbietto.

und

Di vendicar la morte di Trojano.

Welche Schwierigkeit solche Verse, wo bis 18 Silben für 11 gelten sollen, bei einer treuen Uebersetzung machen müssen, liegt nahe; und auf dieses deutete ich hin in der Note zu S. XII. der Vorrede meiner Uebersetzung des Carmagnola von Manzoni, wenn ich von einem Mangel des italienischen Versbaues sprach.

dem Verse selbst es erlassen kann, durch den Rhythmus dies zu thun, z. B. in Göthe's Zueignung:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll.“
„Mit einem Blick mitleidger Nachsicht an.“

Allein besser wäre es immer, dieses zu vermeiden, weil wir, einmal an das Quantitative gewöhnt, uns davon nicht völlig lossagen können, und wir es somit immer auch auf die accentuirten Verse übertragen. Wenn man demnach mehre Classen von Versen, in Bezug auf ihre Fülle, Würde und Schönheit annimmt, und sie nach Maaßgabe des Inhaltes verwendet, so möge man als die höchste und reinste die aufstellen, welche zugleich die Regeln der Quantität streng berücksichtiget.

Wenn man sonach bei dem Alexandriner, der wie oben gezeigt (S. 14. Anm.) durch die Uebertragung des accentuirenden Rhythmus, verloren hat, weiter ginge, und ihm auch die Beobachtung der Quantität und die dann richtige und nothwendige Cäsur zumuthete, so könnte er sowohl ohne Reim, als mit demselben und in einem verschlungenen Reimsystem, als ein würdevollerer, feierlicherer Vers als der 10- und 11-Füßler zu Zeiten seine Anwendung finden, und sein Schema würde folgendes sein:

⏓ — ⏓ — ⏓, — ⏓, — ⏓ — ⏑ —, (⏑)

Nämlich die Cäsur (hier durch den Strich bezeichnet) entweder nach der fünften, oder siebenten Silbe, und die letzte besonders wünschenswerth, doch nicht nothwendig, wenn er aus 13 Silben besteht. Freilich bliebe er dann nicht der alte Alexandriner.

Einige tadeln auch in den accentuirten Versen, daß sie Kürzen in die Arsis bringen. Darauf ist dasselbe zu antworten, was auf den Vorwurf der ungehörigen Längen; jedoch wenn solche Kürzen auch ganz accentlos sind, so stellt es sich anders. Sie können nämlich einen untergeordneten Accent haben:

„Ach herbe Kümmernisse martern mich"

wo durchaus kein Bedenken eintritt. Allein, wenn sie gar keinen Accent, oder vielmehr die neben ihnen stehenden Silben in der Thesis einen stärkeren als sie haben, so wird es freilich schwerer zu vertreten sein, z. B.

der blinden Mißverständnisse Gewalt

oder gar:

So stehet ein Berg Gottes.

Jedoch dürfte hier, als seltnere Ausnahme, dieses doch gestattet werden, indem der schon festgestellte Gang des Verses hierüber leicht hinwegträgt und eine solche Silbe in die Arsis hinauf hebt; aber natürlich um so leichter wird es geschehen, als nicht neben an zu überwiegende Silben sich finden. In anderer Beziehung gewähren diese rhythmischen Schwächen dem Verse einen Gewinn, indem er dadurch zu mannigfacheren Wortfüßen und rhythmischen Formen erfähigt wird, wie dieses in noch höherem Maaße beim Italienischen der Fall ist, indem dort nur an wenigen Stellen der Accent genügt, um den Rhythmus zu erzeugen, und die andern von allen Regeln befreiten Silben sich dadurch vielfach verschiedene Bewegung in Wortfüßen bereiten können; wo uns aber scheint, daß bis zu die-

sem Grade die Freiheit ausgedehnt, der Rhythmus zu viel verliert, gegenüber dem Gewinn, welcher für Mannigfaltigkeit der Wortfüße, und eigentlich in den meisten Fällen, für die Bequemlichkeit der Sprache oder des Dichters gemacht wird *).

Noch eine andere Forderung, für den fünffüßigen modernen Jambus, ist die einer Cäsur. So viel ich weiß, hat Bernhardi, in seiner allgemeinen Sprachlehre, dieses Gesetz zuerst aufgestellt; ihm sind andere gefolgt; und der neueste unter diesen drückt es auf folgende Weise aus: „Dieser Vers liebt eine rhetori„sche Cäsur zwischen dem fünften und sechsten, oder „wenigstens zwischen dem siebenten und achten Mo„mente." **) Will das liebt bloß sagen, daß es ihm besonders gut anstehe, aber nicht nothwendig sei, und die Unterlassung kein Fehler, so wollen wir weiter nichts dagegen einwenden, da bei der großen Menge von trochäischen Wörtern dieser Einschnitt ohnedieß meist von selbst eintreten wird. Allein die strenge Forderung

*) Fernow rühmt diese Freiheiten, wie sonst es auch meist geschieht, als einen großen Vorzug der italienischen Sprache (Ital. Sprachlehre S. 761), wozu auch noch das zu fügen, was er in Betreff der Silbenzahl (S. 757 fl.) sagt. Die Vortheile, welche er preiset, sind nicht abzuleugnen, aber sie machen eben den Vers nicht musikalisch-rhythmisch schön, sondern prosaisch-rhythmisch, wie er denn auch ganz richtig die „Numerosität" hier lobt, welcher Ausdruck für den Rhythmus der Prosa gewöhnlich gebraucht wird.

**) Dilschneider's Verslehrer S. 118.

einer solchen Cäsur hat zweierlei gegen sich; erstlich den Gebrauch, — denn kein Dichter in irgend einer Sprache hat dieselbe bisher beobachtet *). Man darf nur irgend ein längeres Gedicht vergleichen, so werden sich die Beweise zahllos darbieten; Belege anzuführen, wäre somit überflüssig; — und zweitens den Mangel einer inneren Nothwendigkeit. Bei elf Silben könnte die Zulassung allenfalls gestattet, aber nicht gefordert werden (§. 14.), bei zehnsilbigen Versen wäre die Forderung selbst zu verwerfen, indem Einförmigkeit und nutzloses Hinderniß in den zu kleinen Gliedern des Verses entstehen müßte.

*) Hat vielleicht zu einer solchen Regel Veranlassung gegeben, was bei einer gewissen seltneren Betonungsweise des italienischen Endecasillabo (Fernow ebend. S. 760. zu Anf.) gefordert wird?

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Rechtschreibung unserer Sprache.

§. 28.

Wir dürfen bei unsern Lesern voraussetzen, daß sie ohne unsre Vermittlung, über die zwei Punkte, welche sonst vorausgeschickt werden müßten, völlig im Klaren sind, nämlich: erstlich darüber, daß unsere allgemein übliche Rechtschreibung noch lange nicht fixirt ist, sondern als höchst willkührlich und allmählig erwachsen, immer eine dauernde und allmählige Umgestaltung und Reinigung erduldet; und zweitens, daß unendlich viele einzelne Versuche an die Stelle der bisherigen, in so vielfacher Rücksicht mangelhaften, eine neue, vernünftige, folgerechte zu setzen, sämmtlich verunglückt sind; so daß in letzter Beziehung man wohl öfters die Warnung hat ertönen hören, solches Beginnen nicht zu erneuen, sondern der Zeit und der allmähligen Uebereinkunft es zu überlassen, dies Geschäft zu vollenden. Es scheint uns aber, daß auf diesem Wege die Sache nicht allein sehr weit hinaus gescho-

ben werden dürfte, sondern, daß sie auch überhaupt so nicht völlig zu Stande kommen möchte, und einer einheitlichen Bearbeitung bedürfe. Daß dieses bisher noch nicht gelungen, ist kein Beweis gegen die Behauptung, denn, das in sich Vernünftige und Nothwendige kann, durch einzelne unglückliche Versuche es zu verwirklichen, nicht aufhören vernünftig und nothwendig zu sein; es kann nur so viel daraus hervorgehen, daß entweder die Aufgabe schwierig und durch immer neue Bemühungen das Ziel erst zu erreichen sei, oder daß, wären die Hindernisse in der Sache selbst auch überwunden, die allgemeine Anerkennung derselben ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten habe. Beides tritt in Vorliegendem ein; daher wir auch nicht der Meinung sind, die Aufgabe zu ihrer völligen Lösung, oder zur allgemeinen Annahme bringen zu wollen, sondern nur zu versuchen, die einfachen und wahren Grundlinien, nach welchen das Ganze weiter ausgeführt werden möge, der öffentlichen Prüfung und Beurtheilung vorzulegen.

Daß aber auch eine vernünftige Rechtschreibung sehr nothwendig, und daß die aus ihr hervorgehenden Vortheile nicht unbedeutende seien, sowohl für Erleichterung des Erlernens derselben, als auch selbst für Berichtigung der Aussprache, (z. B. würde nicht leicht Gaarten statt Gärten, und dergleichen gesprochen werden, wie in einigen Gegenden geschieht;) möchte wohl Jedermann leicht zugeben. Die Forderungen, welche an sie zu richten, sind, daß sie nicht nur einfach und genau in der Wahl der Mitlauter sei, son-

dern auch eben so in Wahl der Selbstlauter, und dies vorzüglich in Betreff ihrer Dauer. Was den ersten Punkt anbetrifft, so dürften wenigere Veränderungen in der gegenwärtig allgemeiner üblichen Schreibweise zu wünschen sein, allein desto mehr in der zweiten, von der wir denn auch vorzugsweise zu reden haben.

§. 29.

Die bisher übliche Art, die Dauer der Selbstlauter zu bezeichnen, ist bekanntlich eben so willkührlich *), und eben deswegen schwierig, als schwankend **) und

---

*) Durch Verdoppelung: Staat; durch das h: nahe; durch das e beim i: diese; ja durch e und h zugleich: ziehen; negativ dadurch, daß nur ein Consonant folgt: haben; auf keine Weise: Mond, denn nach der Regel: „wenn zwei Consonanten in einer Silbe zusammenstehn, darf keiner doppelt sein;" dürfte der folgende Consonant, wäre der Vokal auch kurz, dennoch nicht verdoppelt werden, und somit wäre auch das negative Zeichen nicht da, und der kurze Vokal in Schaft, Garten, könnte eben so gut lang sein, als jener, in Mond, kurz ausgesprochen werden könnte. Auch gehört zur Willkührlichkeit, daß in untergeordneten Redetheilen und Silben die Kürze nicht durch Verdoppelung des Consonanten bezeichnet wird.

**) Es zeigt sich das Bestreben, sowohl die Verdoppelung der Vokale, als auch das h aufzugeben; in einigen Wörtern scheint es schon ganz abgekommen, z. B. Hafe, Name; in andern dagegen noch schwankend, so z. B. in Willkür und Willkühr, in baar, was unter andern Hein-

unnöthig Zeit und Platz raubend **). Was also zunächst unserer Orthographie Noth thut, ist eine bestimmte gleichförmige Weise, jenes zu erzielen. Die erste Forderung zur Vereinfachung und Abkürzung wäre, daß nur das Eine bemerkbar gemacht werde, entweder die Länge oder die Kürze der Vokale; und somit entweder ein durchgehends gleiches, bequemes Zeichen für die Länge anzunehmen, oder durchgängig und ohne Ausnahme durch die Verdoppelung des Conso-

---

sius, in seinem Wörterbuch, bar schreibt, jenes aber sonst größtentheils im Gebrauche ist, und auch von andern Sprachlehrern so gefordert wird. Bei jedem einzelnen Worte muß nothwendig ein solches Schwanken eine Zeitlang eintreten, bis es erst zur allgemeinen Geltung gekommen; und nicht immer kommt es dahin, sondern es bleiben beide Arten neben einander bestehen.

*) Nicht bloß durch die Bezeichnung der Länge des Vokals, sondern auch durch die der Kürze desselben, indem man die Consonanten verdoppelt, wird eine Menge unnöthiger Buchstaben geschrieben, so daß fast jede Stammsilbe einen solchen bei sich hat. Nicht gering wäre daher der Vortheil, dies zu ersparen, besonders in Betreff des Raumes beim Gedruckten, und der der Zeit für das Geschriebene. Eben so wenig dürfte der Gewinn, der für die erleichterte Erlernung, durch eine bessere Orthographie, erwüchse, verkannt werden, und zwar nicht bloß durch die Zeitersparung, sondern auch dadurch, daß diese als eine Verständige durch das Erlernen und Ausüben auch den Verstand und die Selbstthätigkeit übte oder beschäftigte, während die gegenwärtige größtentheils nur passiv das Gedächtniß in Anspruch nimmt.

nanten die Kürze des Vokals auszudrücken, wodurch denn negativ immer auch die Länge derselben bezeichnet würde. (Es müßte also auch der Schafft, Stifft, inn, habenn u. s. w. geschrieben werden.)

Diese zweite Art hätte aber gegen sich: erstlich, daß sie eben eine negative ist, und es viel natürlicher erscheint, die Sache an sich, als sie durch das Entgegengesetzte zu bezeichnen; zweitens, daß dadurch wenig für Zeit und Raum erspart würde, indem bei weitem der größte Theil der Silben kurze Vokale enthält, und drittens endlich, was auch das Entscheidendste sein möchte, daß in allen Silben, die mit einem Vokal enden, die Bezeichnung unmöglich ist, somit die Dauer des Vokales unentschieden wäre.

Es bleibt uns also nur die erste und natürliche Art übrig: der kurze Vokal wird, als das Ursprüngliche, Erste, durch ein Zeichen dargestellt; wenn er außer der nothwendigen Zeit, die er zu seinem Erscheinen braucht, noch Anderes empfängt, so muß dieses durch andre Zeichen ausgedrückt werden. Dieses Hinzutretende aber können Veränderungen an ihm hervorbringen in Bezug auf Quantität und Qualität, oder auf die Dauer und Betonung.

Was nun die erste betrifft, die Dehnung oder längere Dauer des Vokals, so wäre sie 1) entweder zu bezeichnen, wie dieses an zwei Vokalen im Griechischen geschieht, durch besondere Zeichen, oder 2) auch durch eine kleine Veränderung an den kurzen Vokalen, (z. B. etwa durch einen Strich durch a, o, u, e, und am i auf irgend eine andere Weise), oder

aber auch 3) durch Zeichen über den Vokalen (etwa wie im Französischen z. B. in âge.) Welches nun die zweckmäßigste sein dürfte, das mögen wir noch unentschieden lassen, und darüber die Meinungen Anderer abwarten; eine Hauptrücksicht würde hier bei Erwägung der Sache aber natürlich die größere Bequemlichkeit für das Auge sein. Unterdessen glauben wir, daß nur beim Druck, und höchstens bei Geschriebenem von größerer Wichtigkeit, die Bezeichnung der Länge der Vokale nöthig sei; bei dem gewöhnlichen Schreiben dürfte sie ganz weggelassen werden können; hier möchte das erschwertere Lesen, und die etwanigen augenblicklichen Zweifel, die eintreten dürften, dem Vortheile der größeren Leichtigkeit und Zeitersparniß beim Schreiben, weichen müssen. Wie sich dieses ausnimmt, kann man an der Orthographie des Mittelalters größtentheils sehen, und hier, weiter unten an der aufgestellten Probe.

Eine Schwierigkeit erhebt sich jedoch bei den Mittelzeiten. In der Prosa würden sie nicht eintreten, denn hier müßte jede Verlängerung über die nothwendige Zeit durch das lange Vokalzeichen ausgedrückt werden, und was der Accent hier bewirkte, davon weiter unten. Allein in den Versen, wo es ganz besonders wünschenswerth sein möchte, daß auch dem Auge sich gleich die rhythmische Zeitdauer des Vokals darstellte, könnte nicht gestattet werden, daß solche verkürzte Vokale gleich den langen erschienen. Es wäre daher wohl zu empfehlen, in diesen Fällen über das Zeichen des kurzen Vokals einen Gravis zu setzen.

(z. B. ihn zu schreiben în, wenn es lang, dagegen ìn, wenn es als Mittelzeit in Versen verkürzt werden soll, damit es nicht verwechselt werde mit in, der Präposition.)

Was noch das y betrifft, so sind wir geneigt auf die Seite derer uns zu schlagen, welche es ganz, mindestens aus deutschen Wörtern, verbannen wollen; der Grund der Unterscheidung für das Auge, wo das Ohr nicht unterscheidet, dürfte bei einer durchgängig folgerechten Rechtschreibung wegfallen; diese hat ihre Gesetze in sich, und darf sie nicht durch Andres verwirren lassen; und wenn man bedenkt, daß man die gleichlautenden Wörter beim Sprechen doch unterscheidet, so wird es beim Lesen um so leichter möglich sein.

Das Zweite, was dem Vokale, außer seinem natürlichen einfachen, nothwendigen Klange, hinzugefügt werden kann, der Accent, ist im Deutschen zu bezeichnen nicht nöthig, weil ein feststehendes Gesetz ihn erkennen macht, und die wenigen Fälle, wo von der Regel abgewichen wird, wie in lebendig, oder wo nur durch den Gebrauch es zu wissen, wie z. B. in ántworten, und wo es also wenigstens wünschenswerth erscheinen könnte, wiegen die Zeit und Mühe nicht auf, welche eine durchgängige Bezeichnung verursachen würde, so wie das Lästige für das Auge bei einer so großen Menge solcher Zeichen. In einem Wörterbuche dagegen (wie Heinsius es gethan) möchte dies völlig an seiner Stelle sein. In den Versen wird er da mit bezeichnet, wo er auf eine Mittelzeit fällt, indem diese dadurch immer zur Länge wird, wenn auch

der Vokal kurz bleibt, wie: schließt an. In der Prosa, oder auch in Versen, wo er auf Kürzen trifft, also der Vokal und die Silbe nicht verlängert werden, kann der bisher übliche gesperrte Druck, der auch in dringenden Fällen den Redeaccent angiebt, aushelfen: z. B. Viel hat er gelebt, doch wenig erlebt; oder in fremden Namen durch den Acutus, z. B. Epinál, wo der Vokal nicht zugleich verlängert wird, was allenfalls auch in unserem lebendig, schließt án, ántworten u. A. anzuwenden wäre.

§. 30.

Die bisherige Schreibweise einiger Consonanten ist theils schon von Andern häufig gerügt worden, und wir stimmen denen bei, welche statt qu lieber kw; statt th, ein t, vorschlagen; theils fällt, bei jener Schreibung der Vokale, von selbst manches Schwierige und Willkührliche weg, wie die verschiedenartige Verwendung des ß. Dieses würde dann einfach als harter S-Laut dem weichen (ſ, oder s) gegenübertreten, so gut wie das t dem d, und das p dem b.

Als Probe, wie sich, ohne Bezeichnung der langen Vokale, die vorgeschlagene Rechtschreibung ausnehme, folgt hier der Anfang von Göthe's erster Epistel. Man kann auch leicht die fehlenden Länge-Zeichen hinzufügen:

Jezt, da Jeglicher lis't und vile Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblätern und, selbst di Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen;
Sol auch ich, du wilst es, mein Freund, dir über das Schreiben

Schreibend di Menge vermeren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wider darüber meinen und imer
So in's Unendliche fort di schwankende Woge sich wälze.
Doch so fåret der Fischer dem hoen Mer zu, sobald im
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wen auch hundert Geselen di blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wol des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest di Folgen gefärlicher Bücher; wir haben
Leider oft si geseen. Was solte man, oder was konten
Bidere Måner vereint, was konten di Herscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir di Frage, doch trift si mich eben
In vergnüglicher Stimung. Im warmen, heiteren Weter
Glänzet fruchtbar di Gegend; mir bringen libliche Lüfte
Über di walende Flut süßduftende Külung herüber,
Und dem Heitern erscheint di Welt auch heiter, und ferne
Schwebt di Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Grifel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und vil tifer präget sich nicht der Eindruk der Letern,
Di, so sagt man, der Ewigkeit trozen. Freilich an Vile
Spricht di gedrukte Columne; doch bald, wi jeder sein Antliz,
Das er im Spigel geseen, vergißt, di behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wen auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber hinüber, wen Vile
Sprechen und Jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Lis't doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lis't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde;
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschidenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kanst du in wol in seiner Gesinung,
Oder, wär' er noch neu, in Dises in tauchen und Jenes.

Sag' ich; wi ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Man und wenig bedeuten di Worte.
Den zwar hören wir gern, was unsere Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimt nicht di Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wol dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüt, gewonte Banen zu suchen.
Solen wir freudig horchen und wilig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Alen
Magst du Geschichten erzälen, worin als wirklich erscheinet,
Was si wünschen, und was si selber zu leben begerten.

Wäre Homer von Alen gehört, von Alen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
u. s. w. u. s. w.

Dritter Abschnitt.

Ueber Einbürgerung und Gebrauch fremder Wörter.

§. 31.

Unberührt lassen wir die oft und viel besprochene Frage, über die Reinheit der Sprache. Wir erklären, der Partei anzugehören, welche sowohl des Klanges, als besonders der Unbestimmtheit der Bedeutung der fremden Wörter wegen, sie aus unserer Sprache, als einer reinen, ursprünglichen, ungemischten entfernt wünschen, und es scheint darin noch ferner ganz vorzüglich der Grund des sich sträubenden Gefühles, selbst ungeachtet der Gewohnheit, gegen dieselben zu liegen, daß auch dieses schon, als der seiner unbewußte Verstand, das Wesen der Sprache erfaßt habe, welches in der organischen Ausbildung und Umgestaltung einer Stammsilbe liegt, (§. 19. 20.) und stets die Zergliederung und Zusammensetzung (Analyse und Synthese) jedes vielsilbigen Wortes vollzieht. Was Grundlage der Bestimmung für die Zeitdauer der Silben werden mußte, die Eigenthümlichkeit unserer Sprache,

eine Stammsilbe durchaus anzuerkennen; scheint uns auch als leitendes Princip bei der unbedingten Zulässigkeit fremder Wörter festgestellt werden zu können, und die Regel dürfte so zu fassen sein: Jedes fremde Wort, das nicht durch ein völlig entsprechendes einheimisches zu ersetzen ist, kann unbedingt, wenn es sich nicht durch einen fremdartigen Klang lästig macht, in der deutschen Sprache beibehalten werden, so fern es einsilbig, wie (Form, Norm,) oder neben einer Stammsilbe, (sei sie nun eine ursprünglich so vorgefundene oder gemachte,) noch eine Beugungssilbe, die einer deutschen ähnlich ist, (Nerve, Formel, Silbe,) enthält. Es ist nämlich eine übertriebene und gedankenlose Ehrfurcht vor der Reinheit der deutschen Sprache, wenn man die Wortstämme durchaus uralt und ihr eigenthümlich fordert. Wie, sind nicht die uralten mannigfach verändert in der Zeit? und wozu soll diese Ahnenprobe der Stammsilben? Wenn sie den andern, ursprünglich deutschen, in Klang und Wesen gleichkommen, so sind sie eben so gut wie jene, und es hat dies als eine Uebertreibung einer guten und vernünftigen Sache, ihr vielen Schaden gebracht, indem es sie zum Theil lächerlich gemacht hat, so z. B. das Bemühen: Nase, Körper, oder durch Zusammenziehung den deutschen gleichgestaltete, wie Teufel, Engel; Fenster und dgl., alt eingebürgerte Wörter auszustoßen, und neue dafür zu bilden. Ein Anderes aber ist es mit Wörtern, die jenen Bedingungen der deutschen nicht erfüllen, wie Natur, modern (dagegen Mode durchaus zulässig) Musik, und so viele andere. Hier muß man sich schon so lange es

gefallen lassen, ihrer sich zu bedienen, bis neu gebildete an ihre Stelle getreten, in Umlauf gesetzt, und allmälig allgemein anerkannt worden, wie mit so vielen es der Fall gewesen, als z. B. Resultat, welches man jetzt schon ohne Bedenken gegen Ergebniß umtauschen und jenes ganz entbehren kann. Uebrigens möchten im Gespräche, und der niedern Schriftsprache selbst, auch immer noch solche Wörter zulässig bleiben, die neben der bedeutungslosen Vielseitigkeit, auch schwankend und vieldeutig in ihrem Inhalte sind, wie z. B. interessant; und eben so mögen in der wissenschaftlichen Sprache nur sehr allmählig die dort eingebürgerten Fremdwörter gegen neue vertauscht werden, dagegen die Dichtkunst sich längst schon fast ganz von den Fremdlingen befreit hat.

Mit wenigen Worten ist unsere Ansicht von der Sache also die: Das Geschäft der Sprachreinigung sei ein hochwichtiges, müsse aber mit Umsicht und Maaß, nur allmählig, über alle Gebiete und Kreise der Rede sich verbreiten, und das Einbürgerungsrecht erwerbe sich unbedingt jedes fremde Wort durch folgende drei Punkte: 1) durch seine Unentbehrlichkeit; 2) durch deutschen Klang und 3) durch deutsche Bildungsform.

Anhang.

I.

Uebersetzung aus Horazens Brief an die Pisonen.

Vers 119 bis 201. (Vergl. §. 23.)

Folge der Sage, wo nicht, in sich Einstimmiges bilde.
Giebst, ein Dichter, du etwan Achill, den gefeierten, wieder:
Rastlos, zornigen Sinn's, unerbittlich, heftig verneinʼ er,
Rechte für ihn seiʼn da, durch die Waffen nur alles ertrotzend.
Wild, unerschütterlich sei die Medea, weinend die Ino,
Io gescheucht, Irion verrätherisch, traurig Orestes.

---

120. Scriptor, wohl hier des Gegensatzes wegen mit dem Schauspieler, oder vielmehr um eine Verwechselung dieser beiden zu vermeiden. Besonders scheint das reponis diesen Zusatz nöthig zu machen. Einen Punkt nach

125. Wenn du der Bühne jedoch, Unversuchtes vertraust und es wagest
Eine Person zu gestalten, die neu, so erscheine zum Schluß sie,
Wie sie zu Anfang war, als sie auftrat; bleibe sich selbst gleich.
„Schwer ist's eigenthümlich zu sagen Bekannteres!" Besser
Wirst du die Ilische Dichtung jedoch ausspinnen in Acte,

Scriptor zu setzen, und es somit zum vorigen Verse zu ziehen, ist weder rhythmisch, noch dem Sinne nach hier zu loben, indem es dort mindestens ganz überflüssig erscheint. — Honoratum ist ein Beiwort so weiter und schwankender Bedeutung (worin man auch leicht eine Beziehung auf das famam sequere finden mag), daß man sich schwer darüber vereinigen dürfte, welches deutsche Wort das entsprechendste wäre. Ueber solche Beiwörter haben Bürger, in seiner Uebersetzung des Homer in Hexametern, und Wolf in den literarischen Analekten III 153 fg. belehrend gesprochen. — Wenn Horaz hier auch nicht Homereum geschrieben, wie Bentlei will, so deutet er doch gewiß durch honor auf Homer hin.

128. Difficile est etc. Die einfache, natürliche Erklärung der Worte und deren Zusammenhang, von Baxter, will so ohne Weiteres, nicht genügen; die künstliche Lambin's u. A. ist nicht nur an sich wohl unwahr, sondern, könnten die Worte auch heißen, was jene wollen, so paßt es hier nicht her. Folgendermaaßen scheint uns das Ganze zusammen zu hängen, und ganz einfach dann erklärt werden zu können: Aut fam. sequere, aut etc. (V. 119.)

Als daß du vorbringst, was noch Keiner gekannt und gesehn hat.
Stoff, der öffentlich war, wird dir zu des Einzelnen Gut, wenn
Nicht in gemeinem und Allen geöffnetem Kreise du weilest;
Noch auch Wort du um Wort sorgst wieder zu geben, ein treuer
Dollmetsch; noch in die Enge du, ein Nachahmer hinabspringst,
Worin Scham dir, oder des Werkes Gesetz, dann den Fuß hemmt.
Noch auch also beginne, wie einstens der cyclische Dichter:

---

ist ein disjunctiver Satz, dessen erste Hälfte V. 120 — 124 weiter ausgeführt wird; und eben so dessen zweiter Theil V. 125 — 127; hier ist er beendet. Oefters ist es nun bei Horaz der Fall, daß ein Zwischenredner eintritt, und er einen Einwurf macht; so auch hier. Nachdem der obige Gedanke (V. 119.) demnach ausgeführt worden, so tritt hier ein solcher auf, welcher, gegen die erste Behauptung (famam seq.) einwendend, den Satz aufstellt: Es ist schwer communia — in Bezug auf famam sequere — d. i. was Alle kennen, Allen ein Gemeingut ist, auf eine eigenthümliche, also neue (originale) Weise, und also überhaupt, anziehend, so daß es gefalle, zu sagen. Der Dichter fährt darauf fort: Und dennoch nimmst du besser das Bekannteste, (d. i. selbst das Ilische Lied) zum Stoff deines Dramas, als daß du Neues erschaffest. Aber nur mußt du hier auf die folgende verständige Art (V. 131 ff.) dabei verfahren.

„Priamos Schicksal will und den glänzenden Krieg ich besingen.“
Was bringt Würdiges wohl so offenen Mund's der Verheißer?
Aufschwillt kreißend der Berg, und hervor kommt ärmliche Maus nur!
Wie viel richtiger *er*, der nichts unschicklich beginnet:
„Nenne mir, Muse, den Mann, der nach der Zerstörung von Troja,
„Vieler der Sterblichen Sitten gesehn, auch viele der Städte.“
Nimmer den Rauch aus Licht, nein Licht zu entlocken dem Rauche
Sinnt er, damit hieraus er die herrlichen Wunder hervorlangt:
Scylla, Anthiphates auch, und samt den Cyclopen Charybdis.
Nicht Diomed's Heimkehr mit dem Untergang Meleagers,
Noch den trojanischen Krieg mit dem Zwillingseie, beginnt er.
Stets der Entwickelung eilet er zu; in die Mitte der Dinge,
Gleich als sei'n sie bekannt, reißt fort er den Hörer; und was er
Aufgiebt, daß es erglänzt durch Behandlung, lässet er fallen.
Auch so webt er den Trug, so mischet er Falsches mit Wahrem,

Daß der Beginn gleich bleibet der Mitt', und die Mitte dem Ausgang.
Du nun vernimm, was ich, und die Menge mit mir, denn begehret:
Willst du den Günstigen, welcher des Vorhangs harret und immer
Sitzet, bis: „Beifall klatschet!" der Spielenden Einer gerufen;
Mußt du die Sitten getreu abschildern von jeglichem Alter,
Und den beweglichen Jahren was ziemt, wie den reiferen, geben.
Wenn kaum Worte das Kind vorbringt und mit sicherem Fuße
Zeichnet den Boden, so wünscht es mit Gleichen zu spielen, und Zorn bald
Faßt es um nichts, bald legt es ihn ab, und verändert sich stündlich.
Ein unbärtiger Jüngling, vom Hüter denn endlich befreiet,
Freut sich der Pferd' und der Hund' und des sonnigen Rasens im Marsfeld,
Beugsam, will man zu Bösem ihn ziehn; den Ermahnenden trotzig,
Träg' im Voraussehn dessen was nützt, ein Verschwender des Geldes,
Stolz, und begierig, und gleich, was er liebte, bereit zu verlassen.
Männliches Alter jedoch und Gemüth, mit verändertem Streben,

Sucht Reichthümer und Freundschafts-Verbindungen, fröhnet der Ehre;
Hütet sich etwas zu thun, was bald abändern es möchte.
Viele Beschwerden umringen den Greis, theils, weil er besorgt sucht,
Und des Gefundnen sich quälend enthält, und zu brauchen sich scheuet,
Theils weil jedes Geschäft er furchtsam treibet und frostig;
Zaudernd, und weitaussehend, und träg, und nach Künftigem gierig,
Schwierig und grämlichen Sinns, Lobredner vergangener Zeiten;
Als er Knabe noch war, ein Richter und Tadler der Jugend.
Vieles Behagliche bringen sie mit sich, die steigenden Jahre,
Vieles doch nahmen hinweg uns die scheidenden; daß man dem Greise
Also des Jünglings Rolle nicht giebt, noch dem Knaben des Mannes,
Halte man immer an dem, was gemäß ist dem Alter und eigen.
Theils stellt dar man die Handlung, und theils auch wird sie berichtet;
Schwächer erregt das Gemüth, was zu ihm durch die Ohren hinabsteigt,
Als was gebracht wird uns vor die Augen, die treueren, und was

Selbst sich vermag zu sagen der Schauende. Nie doch, was besser
Hinter der Bühne geschieht, bring' auf sie; und vieles entrück' auch
Unserem Blick, daß beredt uns erzählt bald, welcher dabei war.
Weder ermorde Medea vor schauender Menge die Kinder,
Noch sied' öffentlich Menschengebein der abscheuliche Atreus;
Oder verwandele Progne zum Vogel sich, Cadmus zur Schlange.
Jegliches, was du mir so vorführst, ungläubig verschmäh' ich.
Weniger nicht, noch mehr, denn zu fünf Aufzügen, gedehnt sei
Ein Schauspiel, das verlangt will werden und öfters gesehen.
Weder erschein' ein Gott, wo nicht des Entschneiders der Knoten
Würdig sich zeigt, noch bemühe der Vierte sich auch noch zu reden.
Männiglich möge der Chor Schauspieler-Geschäft' und Verpflichtung
Sorglich versehn; auch nicht in der Mitte der Handlungen singen,
Was zu dem Zwecke nicht führt, und geschickt mit ihm hänget zusammen.
Gute begünstige er, und den Freunden steh' er mit Rath bei;

Zornige lenk' er, und liebe zu sänftigen Stürme des Herzens;
Er auch preise die Mahle, die mäßigen; er, wie so heilsam
Recht und Gerechtigkeit, bei offenen Thoren die Ruhe.
Wohl umhüll' er Vertrautes, und fleh' zu den Göttern und bete:
Daß zu den Dürftigen kehre das Glück, und die Stolzen verlasse!

---

197. Nach der anderen Lesart: et amet peccare timentes, würde die Uebersetzung dieses Verses also lauten: „Zornige lenk' er, und, welche sich scheuen zu sündigen, lieb' er." Uns erscheint aber jene Lesart als die Vorzüglichere. Der vorige Vers (196) enthält verwandte Gedanken: Gute lieb' er und steh' ihnen als seinen Freunden bei; dieser Vers (197) steht jenem gegenüber, und ist auf gleiche Weise in zwei verwandte Sätze zerlegt: Zornige lenk' er, und besänftige von Leidenschaften und überhaupt bewegte Gemüther. Ueberdies passet trefflich das amat pacare tumentes auf das Wesen des Chors, wie es zu erfassen (Vergl. Schlegels dritte Vorlesung über dramatische Kunst u. s. w. Thl. I.) und amet peccare timentis erschiene dagegen ziemlich überflüssig, indem es nicht vielmehr als die boni und amici des vorigen Verses wäre. Wollte man es als einen Gegensatz von iratos fordern, so würde aber immer der Gegensatz, den die beiden Verse nach jener Lesart mit einander bilden, wie oben erwähnt, ein viel bedeutsamerer und in vieler Hinsicht trefflicherer zu nennen sein.

II.

Aus der griechischen Blumenlese.

Nach den strengsten Regeln gebildete Verse, sind die von Jacobs; sowohl was die Reinheit der Takte anbetrifft, indem die Trochäen, wie es nothwendig, (was auch immer zu ihrer Erhaltung gesagt werden mag,) durchaus verworfen sind; als auch in Hinsicht auf die Einschnitte, wo vielleicht die Forderungen gar zu streng erscheinen; und endlich in Bezug auf Genauigkeit und Richtigkeit der Quantität. Die für die letzte befolgten Grundsätze kommen fast ganz mit den von uns aufgestellten überein; jedoch hin und wieder finden wir Abweichungen. Damit es nun nicht scheine, daß die Unmöglichkeit der Lösung der Aufgabe sich dadurch erweise, daß sie einem solchen Meister in der Sprache und Verskunst, nicht haben überall gelingen wollen, sondern gewiß nur weil er, wie aus der Vorrede hervorgeht, bis zu dieser Strenge und Bestimmtheit die Forderungen sich nicht gestellt; so sind hier, jene Möglichkeit zu zeigen, ein Paar Gedichte, wenigstens nicht minder treu, als von jenem Meister, übersetzt. Die gesperrt gedruckten Worte **auf** und **bei** sind es, welche als Kürzen gebraucht worden, während sie Naturlängen sind. Uebrigens mochte und konnte ich nicht den einen Vers bloß ändern, und daher habe ich lieber bald das Ganze, was von so geringem Umfange ist, übersetzt.

1. Auf der Aphrodite Statue zu Knidos.

(Uebers. von Jacobs. S. Griech. Blumenlese. B. I. Nr. 45.)

Wer gab Seele dem Stein? Wer schaute Kytheren auf Erden?
Oder ertheilte dem Fels sehnenerregenden Reiz?
Ist das ein Werk von der Hand des Praxiteles? oder verwaißte
Jetzt der Olympos, und wohnt Kypris im Knidischen Hain?

(Uebersetzung von mir.)

Wer doch beseelte den Stein? Wer sah auf Erden Kytheren?
Wer hat den Felsen verliehn, Liebeverlangen der Art?
Ist es ein Werk von der Hand des Praxiteles? oder verwaiste
Gar der Olympos, dieweil Kypris nach Knidos entfloh?

2. Auf das Bildniß der Andromeda.

(Jacobs ebend. B. II. Nr. 40.)

Fesselte Kepheus Hand Andromeden, oder der Mahler
Hier an die Klippe? Das Aug' löset den Zweifel nicht auf.
Und dieß Unthier ist es gemahlt bei den hängenden Felsen?
Oder enttaucht' es der Fluth und dem benachbarten Meer?

(Uebersetzung von mir.)

Fügt an den Fels Kepheus die Andromeda, oder der Mahler?
Wahrlich das Auge vermag hier zu entscheiden es nicht.
Und ist gemahlt, an die Wölbung der Klippe, das Meerungeheuer,
Oder dem Nereus alldort, nahe gelegnem, enttaucht.

3. Auf Myrons Kuh.

(Jacobs ebendas. B. XI. Nr. 7.)

Myron stellte mich hier auf den Grundstein. Hüter der Rinder,
Sporne mich stachelnd, und schnell folg' ich den übrigen nach.

(Uebersetzung von mir.)

Myrons Kühlein bin ich und hier auf Marmor gestellet;
Hirt! so, stachelnd mich an, treibe zur Heerde mich hin!

III.

Eros.

(Vergleiche §. 23.)

Wie uns die Jugend erscheint, gleich eben erschlossener Knospe
Welche des Lichtes sich freut, nährender Erd' und der Luft;

Also erscheinet uns auch das erblühende Alter von
Hellas,
Sorglos floß es dahin, kannte nur Freude, Genuß.
Führerin wurde die Kunst, die schmeichlerisch, tief in
das Herz drang,
Licht verbreitend im Geist, leitend zum Höhern
hinan.
Jeglichen fasset die Lust zu dem süßen Gesang', und
er tönet
Hell in dem tempischen Thal, auf den arkadischen
Höh'n.
Alles verwandelt sich dort in die üppigste Fülle von
Bildern,
Aber den tiefsten Gehalt, birget das schöne Gewand.
Keiner der Dichtungen weichet doch die, von dem
himmlischen Eros,
Schön wie eine ist sie, kindlich und weise zugleich.
Uranfänglich, so heißt's, war wildes verworrenes
Chaos,
Welches die Theile zerstreut, jeglichen Dinges
verbarg.
Da naht er mit den Pfeilen, den goldenen, was er
berührte,
Fühlte der Sehnsucht Macht, schloß an das Gleiche
sich an.
Ein dann haucht' er zugleich den gebildeten Formen
das Leben;
Lieb' und Leben erschien also den Sinnigen
eins.

NB. Diese drei Blätter, 81 bis mit 86

Aber wenn Bildner der Gott, der Gewaltige, wurde des Weltalls,
Blieb er der Lenker zugleich, zeigte sich mächtig und streng:
Spender der süßesten Gaben, und Quelle des bittersten Wehes,
Wie sein Will' es verhängt, sterblichem Erdengeschlecht.
Seine Geschosse, sie fliegen in tausendfält'gen Gestalten,
Treffen das stolzeste Herz, schonen nicht Blume, noch Wurm.
Jegliches fühlet die Stärke der Alles beherrschenden Gottheit:
Nicht auf Erden allein übet er seine Gewalt.
Alle die mächtigen Götter, und Zeus selbst, Vater der Götter,
Welcher so strenge gebeut, folget dem süßen Gebot.
Muthwill treibet er öfters; die Blitz' entwendet dem Zeus er;
Spottet des Herrschers sogar, zwingt zur Vermummung den Gott:
Menschengestalt bald leih't, wie des Stieres, des Schwan's und des Regens,
Lustig dem Donnrer der Schalk, daß er die Gluthen denn stillt.
Hat er den Vater geneckt, so muß es der Sprößling ertragen,
Daß auch ihn er nicht schont; willig es lassen gescheh'n,

... ausgeschnitten und hinter ... 80 geheftet.

Wenn er die Keul' ihm raubet, die unnahbare, gewicht'ge,
Und von der Schulter ihm streift, Schmuck des nemäischen Siegs,
Dann, statt jener ihm giebt, in die mächtigen Hände die Spindel,
Ihn, in dem Kreise der Frau'n, hüllet in Weibergewand.
Aber dem grausigen Ares entreißt er, kommt ihm die Lust an,
Waffen und Helm; Dreizack finstrem Beherrscher des Meers.
Hatte der dichtende Geist in allen Gestalten den Eros
Bald im Olympus geschaut, bald in der Sterblichen Kreis;
Mußten die Gluten zuletzt, die Andern er heftig entzündet,
Auf ihn selber zurück stürzen mit aller Gewalt.
Eine der Sterblichen hatt' in wonniger Fülle der Jugend
Und in der Schönheit Glanz, Psyche, das Herz ihm gerührt.
Jeglicher mochte sie wohl die Beglückteste nennen der Jungfrau'n;
Doch, auf Erden, gedeiht himmlische Liebe zum Glück?
Wo nicht Schicksalsmacht mit ehernem Fuß es zermalmet,
Da zerstört es der Mensch thöricht durch eigene Schuld.

So bringt schmerzliches Weh', der Beglückteſten, eignes Verſchulden,
Vieles erduldet ſie hier, ſteiget zum Hades hinab.
Aber die zärtliche Glut des entflammeten Gottes beſchützt ſie,
Und er hebt ſie empor zu dem Olympos zuletzt.

Ach! ſo ſeht ihr, die Lieb', ihr Sterblichen, kann uns hienieden,
Ewiger Dauer nicht blühn, bald iſt verwelket ihr Kranz.
Streuet den köſtlichen Samen er auch auf Erden, der Gott, aus,
Kann in der Sel'gen Gebiet einſtens nur reifen die Frucht.
Erſt als die Flamme verzehret, des Halbgott's irdiſche Hülle,
Und der entfeſſelte Geiſt kehrte zum Throne des Zeus,
Fand er in Hebe's Umarmung, der jugendlich blühenden Gattin,
Nimmer geſtörten Genuß, Jupiters herrlicher Sohn!
Alſo ſtillet des Herzens ſo ſehnſuchtsvolles Verlangen,
Erſt in elyſiſcher Flur, Pſyche's geläuterter Geiſt.
Traget geduldig darum, ihr Sterblichen, Stürme des Lebens;
Dorten verrauſchen ſie erſt, glänzet der reine Azur!

Schwellet die Sehnsucht euch gar mächtig den wogenden Busen,
Dorten nur stillet ihr sie, treffet den Frieden ihr an!
Pflücket genügsam drum die verwelklichen, kleineren Blumen,
Die an dem rauheren Pfad sprießen erquicklich und still;
Erst in dem Reiche der Geister, dem ewigen, möget ihr schauen
Unverwelklich und schön Blüthen und Früchte zugleich.

Druck von J. J. Uckermann in Erfurt.

einrich

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arnold, August,

Über die Zeitdauer, die Rechtschreibung und die fremden Wörter der deutschen Sprache

Gotha 1825

L.germ. 17 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583333-4